

DAS MAGAZIN

Schäfchen zählen

In diesem Jahrhundert hat die Schweiz zwanzigmal über
«Ausländer» abgestimmt. Was sagt das über uns?

Seite 8



Der Fang des Sommers.



Mit der ganzen Welt
der Frische.

MIGROS

macht meh für d'Schwiz

AUSLÄNDER

Liebe Leserinnen und Leser,

ich bin in der Schweiz geboren und aufgewachsen. Meine Mutter ist in der Schweiz geboren, aufgewachsen und gestorben. Ihr Vater ist in der Schweiz geboren, aufgewachsen und gestorben. All das reichte nach altem Eherecht jedoch nicht aus, damit ich das Licht der Welt auch als Schweizer Bürger erblicken durfte. Denn mein Vater war Ausländer. Erst noch ein dunkelhäutiger Ausländer aus einem «fremden Kulturkreis». Und das bedeutete: Bis so einer sich mit auch nur halbwegs intakten Chancen dem Privileg eines Einbürgerungsverfahrens unterziehen durfte, musste sehr viel Wasser den Rhein respektive die Limmat hinunterfliessen.

Und so kam es, dass meine Eltern am Morgen des 7. Juni 1970 in der Kirche Kerzen anzündeten und sich danach bange vor den Radioapparat setzten, um auf das Abstimmungsergebnis zur Schwarzenbach-Initiative zu warten. Würden der Fremde-Kulturkreis-Vater und sein in der Schweiz geborener Nichtschweizersohn das Land verlassen müssen?

Ich war damals noch sehr klein und habe nur vage Erinnerungen an den Tag. Woran ich mich aber erinnere: an das Gefühl der Bedrückung und der Fassungslosigkeit, dass es Menschen gab – vielleicht sogar Nachbarn? –, die uns weghaben wollten.

Das ist die hässliche Seite der Schweiz. Ihr kaltes Herz. Eine Seite, für die auch das auf unserem Cover zitierte «Schäfchenplakat» steht, das ein paar Jahrzehnte später aus Anlass der sogenannten Ausschaffungsinitiative der SVP kreiert wurde.

Aber die Schweiz hat auch eine andere Seite. Und so erinnere ich mich ebenso daran, dass wir 1970 nicht allein vor dem Radioapparat sasssen. Sondern mit einer befreundeten Familie – echte Schweizer mit echten Schweizer Namen, der Vater war sogar Polizist. Diese Familie stand uns bei und freute sich mit uns über die Ablehnung der Initiative.

Im Vorfeld der 10-Millionen-Abstimmung hat nun «Magazin»-Kolumnist Philipp Loser die Geschichte der einwanderungspolitischen Vorlagen aufgearbeitet und sich dabei die Frage gestellt: Was macht das dauernde Abstimmen über «Ausländer» mit unserem Land? (Seite 8)

Ich wünsche Ihnen ein schönes Wochenende,

BRUNO ZIAUDDIN

PS: Für ihre Recherche zum Influencer Travis und sexuellen Übergriffen in der Zürcher Partyzene (N°7/25), gewinnen die «Magazin»-Reporterin Sascha Britsko und die Tamedia-Kollegen Oliver Zihlmann und Boris Gygax den Zürcher Journalistenpreis. Herzliche Gratulation!

- 8 Von Schwarzenbach bis SVP: Überfremdungsinitiativen im Wandel der Zeit. VON **PHILIPP LOSER**
- 20 Mit dreiundsechzig Jahren, da fängt das Leben an: Ein Interview mit Campino, dem sympathischsten Altpunk Deutschlands. VON **ANE HEBEISEN**
- 4 **PHILIPP LOSER** Sorgenvoll, aber kämpferisch
- 4 **KALTËRINA LATIFI** Homophob, aber nicht nur
- 5 **WAS WIR LESEN** Traurig, aber schön
- 6 **MONATSGESPRÄCH** Alt werden, aber mit Stil
- 19 **GSELLA REIMT** Einsam, aber bald nicht mehr
- 27 **KROGERUS & TSCHÄPPELER** Therapie, aber richtig
- 28 **CHRISTIAN SEILER** Spargeln, aber mit alles
- 30 **EIN TAG IM LEBEN** Hutmacher, aber was für einer!
- 31 **TRUDY MÜLLER-BOSSHARD** Rätsel N° 21? Aber sicher!



PHILIPP LOSER

Tour de Peur

Als die Katastrophe immer näherkam («Der politische Himmel verdüsterte sich», so nannte er es), geriet Albert ins Grübeln. Was nur tun? «Ich fragte mich immer wieder, hatte es einen Sinn, weiterzuarbeiten? Immer unruhiger und un schlüssiger wurde ich.»

Albert nahm seinen Dreigänger aus dem Schopf, schrieb eine kurze Notiz für seine schlafende Frau und die beiden Töchter und fuhr los. Zuerst mit dem Zug nach Zürich, an die Landesausstellung, dann mit dem Velo siebenhundert Kilometer quer durchs Land, scheinbar ziellos. «Ich fuhr der Schweiz und der Schweizer Geschichte nach.»

Es war das Jahr 1939, an der «Landi» in Zürich wurde den Besucherinnen und Besuchern das Konzept der Geistigen Landesverteidigung vermittelt, und den Menschen in der Schweiz und in ganz Europa war bewusst, dass bald etwas passieren würde. Dass der politische Himmel nicht nur düster ist, sondern schwarz. Auch Albert ahnte es. Und verzweifelte fast daran. So schildert es sein Enkel, der Basler Historiker, Schriftsteller und Kabarettist Benedikt Meyer, in seinem kürzlich erschienenen Buch («Alberts Tour. Wie mein Grossvater sein Fahrrad nahm und verschwand»).

Es ist wahnsinnig schwierig, sich in die Menschen von damals hineinzuversetzen. Was macht es mit Menschen, wenn sie wissen, dass die Welt bald zu brennen beginnt? Und wissen sie es überhaupt?

Wissen wir es? Man kann die Geschichte von Albert kaum lesen, ohne Parallelen zu heute zu ziehen. Das Gefühl der Ohnmacht kennen viele. Auch Alberts Enkel, er beschreibt es eindrücklich. Was nur tun? Hat es einen Sinn, weiterzuarbeiten?

Dabei ist die heutige Bedrohung nicht so eindeutig wie jene im Jahr 1939. Wir leben in einem Zeitalter der multiplen Krisen – die Welt kann aus ganz verschiedenen Gründen zu brennen beginnen. Klimawandel, aggressive Staatenlenker, Kriege nah, Kriege fern, KI-Revolution – wenn wir wollen, können wir uns den ganzen Tag mit schlechten Nachrichten umgeben und zusehen, wie sich der politische Himmel verfinstert.

Verstärkt wird die moderne Ohnmacht durch das Informationszeitalter, in dem wir leben. Albert hatte damals vielleicht eine Zeitung, ein Radio, wir haben alles, immer und permanent. Aktuelle, künftige und potenziell künftige Katastrophen werden live auf unser Smartphone übertragen. Dass uns das nicht guttut, ist wissenschaftlich erwiesen. Es gibt zahlreiche Studien, die einen Zusammenhang zwischen «Doomscrolling», dem fast schon zwanghaften Lesen von negativen Nachrichten im Internet, und einer Verschlechterung der mentalen Gesundheit nachweisen. Angst lähmt, macht uns krank.

Darum ist die Beschäftigung mit Albert und seiner Velotour durch die Schweizer Hügel und Berge so lohnend: Oft braucht es nur wenig, um ins Handeln zu kommen. Sich bewusst mit einem Thema auseinandersetzen, einen Umgang mit schweren Nachrichten finden. Meditieren. Ein Buch lesen. In den Wald bröteln gehen. Etwas Gutes kochen (ich empfehle die Rezepte von Kollege Christian Seiler). Mit dem Velo über einen Hügel fahren.

Alles ist besser, als nur zu grübeln. Auch das zeigt das Beispiel Albert. Er kam nach zwei Wochen wieder zurück und war parat, für alles, was da kommen mochte: «Nun war ich ruhiger geworden und wusste, was ich zu tun hatte.»

PHILIPP LOSER ist Redaktor des «Tages-Anzeiger».



KALTËRINA LATIFI

Die Selbstgeißelung des Westens

Neulich besuchte ich die Ausstellung «The First Homosexuals» im Kunstmuseum Basel. Zur Vorbereitung las ich mich durch einige Besprechungen: Die Ausstellung zeige, wie künstlerische Darstellungen von gleichgeschlechtlichem Begehren und rollengeschlechtlicher Vielfalt über die Zeit hinweg zu einer Grundlage moderner Identitätsmuster geworden seien. Ich erfuhr zudem: «Während die gleichgeschlechtliche Liebe in Europa abgelehnt wurde, war sie andernorts, etwa in Japan, gesellschaftlich akzeptiert.»

So weit, so erhellend – und problematisch zugleich. Was hier fehlt, sind kulturgeschichtliche Differenzierungen. Und sie beginnen bei den Begriffen, die wir verwenden. Das Problem beim heutigen Sprachgebrauch ist die irreführende Gleichsetzung von Homosexualität und Homoerotik. Das eine ist die sexuelle Orientierung (wie wir sie auch heute verstehen), das andere eine erotische Spannung zwischen Menschen gleichen Geschlechts. Im vormodernen Japan, insbesondere in der Samurai-Kultur, waren gleichgeschlechtliche Beziehungen unter Männern einer bestimmten Gesellschaftsschicht nur in diesem homoerotischen Sinne akzeptiert. Die Homoerotik galt, übrigens wie in der vorchristlichen europäischen Antike, als pädagogische Qualität und bedeutete keine sexuelle Festlegung.

Leider zeigte sich auch in der Museumsführung eine oikophobische, also eine die eigene Kultur herabsetzende Tendenz, den Westen stärker negativ zu belegen, während andere Kulturkreise weniger kritisch beleuchtet werden und dadurch insgesamt in einem positiveren Licht erscheinen. Dass die religiösen Orthodoxien im Judentum wie im Christentum durch ihre restriktiven Moralvorstellungen die Stigmatisierung der Homosexualität betrieben haben – namentlich das Christentum durch seine dogmatisierte Trennung von Leib und Seele –, ist nicht schönzureden und gehört selbstverständlich zur kritischen Auseinandersetzung dazu.

Doch erwähnen könnte man doch auch, dass sich die europäische Kultur dieser kritischen Selbstprüfung von innen gestellt hat. Etwa in Gestalt von Friedrich Nietzsche, der das scheinmoralische Verhalten vieler Katholiken und Protestanten philosophisch blossstellte. Diese dem Westen inhärente Fähigkeit, sich kritisch zu prüfen, traditionelle Praktiken in Frage zu stellen und sich fortwährenden Transformationsprozessen zu unterwerfen, ist das Ergebnis seiner eigenen kulturellen Entwicklung – von Christentum über Aufklärung bis hin zur modernen Wissenschaft. Sie führte auch zu einer liberaleren Einstellung gegenüber homosexuellen Lebensweisen. Auf diese Leistung sollten wir stolz sein, statt uns in Selbstgeißelung zu üben.

Und damit zurück zur Basler Ausstellung: Sie ist unbedingt zu empfehlen, weil sie uns dazu bringt, anhand der gezeigten Werke diese grundsätzlichen Fragen zu stellen. Zu ihnen gehört auch eine kleine Fotografie, die eine meiner Heldinnen zeigt: Lucy Schwob, besser bekannt als Claude Cahun, eine Ikone der heutigen Queer-Bewegung, aber mehr noch: eine Denkerin, die kritische Selbstbefragung nicht als Selbstbespiegelung, sondern als Erkenntnisarbeit und damit als Mittel der persönlichen Entwicklung verstand.

KALTËRINA LATIFI ist Publizistin und Privatdozentin für deutsche Literatur an der Universität Bern.

Illustrationen
ALEXANDRA COMPAIN-TISSIER

WAS WIR LESEN

VERLEBEN UND VERGESSEN



Die Graphic Novel von Lika Nüssli hält Beobachtungen in einem Heim für Demenzkranke fest. Das Thema tut weh, das Buch aber tröstet.

Joghurt, der aus faltigen Mundwinkeln rinnt – so erinnere ich mich an meine demenzkranke Grossmutter. Sie starb, als ich klein war. Bis heute tut es mir leid, dass ich im Auto auf dem Weg ins Altersheim oft nur einen Gedanken hatte: Hoffentlich füttert meine Mutter ihr in der Kantine keinen Joghurt. Später leistete meine erste Liebe in einem Altersheim Zivildienst. Als ich ihn dort besuchte, warf er in einem Kreis stehenden Seniorinnen und Senioren Ballone zu, die dumpf an ihren Oberkörpern abprallten. Das machte mich einen Abend lang traurig. (Klingt kurz, ist aber lang, wenn man einundzwanzig Jahre alt und frisch verliebt ist.)

Menschen dabei zuzusehen, wie sie vergessen – was ein Ballspiel ist oder wie man schluckt – tut weh. Ausser man macht es durch die Augen von **Lika Nüssli**. Dann muss man so in sich hineinlachen, dass der eigene Brustkorb zur Wärmflasche wird. So ging es jedenfalls mir, als ich die Graphic Novel «**Vergiss dich nicht**» der St. Galler Künstlerin las.

In dem Buch, das im März als Neuauflage erschien (Erstaufgabe 2018), hält Nüssli ihre Beobachtungen aus dem Heim für demenzkranke Menschen fest, wo sie ihre Mutter besucht. In Zeichnungen und Schnürschrift erzählt sie von den Heimbewohnerinnen und -bewohnern und deren Abhandenkommen. Das Gebiss ihrer Mutter verschwindet in einer Blumenvase; das Glück, bevor man es bemerkt. Die Vergessenden verdrehen Worte, mal zu poetischen Sätzen, mal zu absurden. «Europa, da kenn i doch. Isch es e Gsellschaftsspieli oder öppis Aschteckends?», fragte eine Frau vor dem Fernseher. Ein Mann meint, auf seinen Jasskarten die Nationalräte wiederzuerkennen: «Hä, do sind's jo! Die ganz huere Saubandi!» Die runzligen Figuren verwildern wie Pflanzen, verschwimmen mit Landschaften und lösen sich in schwarze Löcher auf.

Wieso das alles weniger wehtut als der Joghurt in den Mundwinkeln meiner Grossmutter? Auch wegen Nüsslis Witz. Aber vor allem, weil die Künstlerin nicht nur vergessende Menschen porträtiert, sondern auch jene, die sich um sie kümmern: «Was haben Sie denn do versteckt, Frau Nüssli? Isch das Ihre Gebiss? Macht nüüt. Lassen wir in Versteck. Haben wir beide ein Geheimnis. Zum Tee trinken brauchen Sie Zähne ja nöd.»

Alice Britschgi

«AUCH JEDER KLEINERE INVESTOR KANN DANN EINEN AUF DICKE HOSE MACHEN»

CHRISTOPH HOFFMANN über das Prestige, ein Hotel zu besitzen, «Branded Residences» und die Bedeutung des Wortes «Heimat».

Herr Hoffmann, manche Menschen mit Vermögen übernachten nicht nur in teuren Hotels, einige kaufen sich eins. Das Unternehmen von Bill Gates zum Beispiel hat in die Four-Seasons-Gruppe investiert. Warum?

Im Fall von Bill Gates kann man ziemlich sicher davon ausgehen, dass er das nicht aus reinen Prestigegründen gemacht hat, sondern dass er es für ein wirtschaftlich sinnvolles, nachhaltiges Investment hielt. Andere gönnen sich vielleicht ein Hotel, weil es für sie ein schönes Aushängeschild ist. Denn es gilt durchaus als prestigeträchtig, ein Luxushotel zu besitzen. Deshalb mag ab und zu auch einer darunter sein, der glaubt, sich selbst damit ein Denkmal setzen zu können. Das Hotel Adlon in Berlin dagegen wurde nicht über eine Einzelperson finanziert, sondern über einen Fonds: Den Investoren sagte man, die Rendite ist zwar nicht gross, aber wenns gut läuft, kriegt ihr eure Prozente, seid im Club und könnt Teil der Geschichte des Adlons werden. Auch jeder kleinere Investor kann dann einen auf dicke Hose machen und sagen: Mir gehört ein Stück vom Adlon.

Das Hauser- & Wirth-Galeristenpaar Manuela und Iwan Wirth hat jüngst in Sils Maria das Dreizehn-Zimmer-Hotel Chesa Marchetta eröffnet. Mit welcher Perspektive nähert sich die Kunstszene dem Hotelgewerbe?

Iwan und Manuela Wirth haben ihr Hotel-Gastronomie-Unternehmen schon vor zwölf Jahren gegründet, und das Herzstück all ihrer Projekte – auch auf diesem Feld – bildet die Kunst. Ihr erstes Hotel war 2018 das Fife Arms in Schottland, inzwischen haben sie das Castell in Zuoz erworben und gerade mit dem Umbau begonnen. Aber auch Restaurants in Los Angeles und New York und der legendäre private Groucho Club in London-Soho zählen zu Artfarm. Der wurde übrigens Mitte der Achtzigerjahre von Verlegerinnen als Gegenentwurf zum konservativen Gentlemen's Club gegründet, wo die Männer der britischen High Society unter sich sein wollten. Diese anarchistische Lust am Innovativen passt gut zu den Wirths, die ja auch mit den Künstlerinnen und Künstlern ihrer Galerien immer vorangehen wollen. Wichtig ist ihnen ausserdem bei Artfarm – wie es auch für uns bei 25hours war, radikal lokal zu sein –, der Einzigartigkeit von jedem Ort Rechnung zu tragen. Und diesen dann mit Kunstwerken zu verbinden: Zum Beispiel findet sich im Fife Arms hauptsächlich Kunst von schottischen Gegenwartskünstlern, und einer, Gideon Summerfield, wurde beauftragt, für das Hotel

Porträts von den Einwohnern des Dorfes Braemar anzufertigen.

Sie werden jetzt im Sommer der neue CEO von Artfarm. Wie wollen Sie diesem Unternehmen Ihre Handschrift hinzufügen?

Ich glaube, meine Leidenschaft für besondere Orte und Räume des Zusammenseins – für Begegnungsorten in einem modernen Geist – trifft sich mit der von Manuela und Iwan Wirth. Und ich hoffe, dass unsere Neugier und Wertschätzung für aussergewöhnliche Locations wie auch unsere Expertisen aus unterschiedlichen Welten sehr gut zusammenkommen werden, damit daraus viel Neues und Aufregendes entsteht.

Mir sind Anzeigen aufgefallen, die für eine Art Ferienhaus-Sharing werben: wo man ab einer halben Million Pfund Anteile an mehreren Apartments bekommt.

Ein Ferienhaus macht ja viel Arbeit: Du musst es unterhalten, es darf nicht verrotten, im Winter muss die Heizung laufen. Wenn du die Mittel hast, ist das deshalb attraktiv: Einerseits kannst du mehrere Ferienhäuser nutzen, andererseits checkst du wie in ein Hotel ein, ohne vorher den Kühlschrank füllen zu müssen.

Ist das ein richtiger Trend?

Tatsächlich gibts einen Hype um «Branded Residences». Wir bei 25hours entwickeln jetzt selber die ersten Branded Residences. Wir versuchen wesentliche Teile der 25hours-DNA auf dieses Wohnkonzept zu übertragen. Oft liegen Branded Residences in der Nachbarschaft der Hotels – trotzdem bleibt es deine eigene Wohnung.

Bloss mit der Membership eines elitären Clubs obendrauf?

Na ja, es ist kein Membership-Modell, aber wir versuchen dabei eben auch, Menschen mit ähnlichen Interessen zusammenzubringen. An der Mitgliedschaftsidee sind wir gerade noch anders dran, bei unserem Start-up Embassies Of The Good Living. Das richtet sich an Menschen ab meinem Alter, die sagen: Unser Haus ist zu gross, seit die Kinder weg sind. Dann macht eine Wohnung in einer Embassy Sinn – unten hast du so wie im Hotel alles, was du dir wünschst: Flower Shop, Restaurant und im ersten Stock den Private Space der Embassy. Wir haben jetzt ein erstes Projekt in Hamburg, aber irgendwann soll es Embassies in Zürich geben, in Wien, New York und hoffentlich noch an einigen anderen schönen Orten.

Und wie vielversprechend klingt es für vermögende Babyboomer, die in einem exklusiven Kreis alt werden wollen?

Die Grundidee richtet sich wirklich an uns Babyboomer, die nach ansprechenden Lösungen fürs Alter su-

chen – einige haben deshalb schon investiert. Porsche ist dabei, Tyler Brülé und ich sind im Advisory Board, wir haben beide Shares. Als frisch Sechzigjähriger verstehe ich aber irgendwie jenen Freund, der mir sagte: Schwachsinn, das funktioniert nie – ich bin zwar auch in diesem Alter, aber ich habe keine Lust, zuzugeben, dass ich zu den Alten gehöre. Deswegen werde ich mich in den nächsten zehn Jahren noch gegen so ein Modell wehren und stattdessen lieber in meinem Ferienhaus in Apulien autark sein wollen. Ich habe Sympathien für beide Lebensmodelle: Je nach Bedürfnis kann es eben auch komfortabler sein, sich sein Alter rechtzeitig wohlsortiert zu gestalten, als unvorbereitet hineinzustolpern.

Ist das für Sie der Plan der nächsten Jahre – als Hotelier wie privat?

Wir sind schon mittendrin in der Entwicklung von 25hours Branded Residences in Kairo und Dubai – die sind bereits im Bau. Sie werden «25hours Heimat» heissen, weil es mein Ziel ist, nicht weitere seelenlose Eigentumswohnungen, wie man sie überall findet, zu bauen – sondern den Gemeinschaftsgedanken wieder neu zu interpretieren, etwa durch Gärten, in denen man sich mit seinen Nachbarn mal zum Barbecue trifft. Ich werde aber ziemlich sicher nie selbst in einer solchen Branded Residence wohnen. Dafür ist mir mein individueller Lebensstil zu wertvoll.

Der Begriff «Heimat» ist ein ganz und gar deutscher, in anderen Sprachen mit «Zuhause» eigentlich unzulänglich übersetzt. Interessant, dass Sie ihn für Ihre Hotels in dieser Region verwenden.

Das war genau unsere Absicht dahinter: Im Deutschen wird damit ein ganz besonderes Gefühl ausgedrückt, das mit Sentiment, Nostalgie, mit sinnlichen Erinnerungen – vielleicht an mein Lieblingsessen als Kind, das mir meine Mutter kochte – gekoppelt ist. *Und was bedeutet Heimat für Sie heute?*

Seit vier Jahren bin ich mit meiner Familie im Saanerland und in Zürich zu Hause. Die Schweiz war für mich seit meiner Kindheit ein Sehnsuchtsort. Es bedeutet mir daher viel, dass ich die Schweiz zu einer meiner Heimaten machen konnte – Heimaten im Plural, auch wenn es das als Wort wohl nicht gibt. Aber Heimatgefühl ist für mich nichts Exklusives, das sich an einen einzigen Ort bindet: Ich fühle mich an einigen Orten zu Hause, ohne mir rastlos vorzukommen.

CHRISTOPH HOFFMANN gründete 2005 mit drei Freunden die Hotelgruppe 25hours. Heute ist er Mitbesitzer der Bikini Island & Mountain Hotels, mit zwei Hotels auf Mallorca und bald einem in Zermatt.

ANUSCHKA ROSHANI ist Redaktorin bei «Das Magazin»; Bild FLAVIO KARRER



Teil 1 «Hotels können das sein, was Menschen vermissen: eine analoge Welt!» N°18

Teil 2 «Sie zahlen 3000 Franken pro Nacht, ohne mit der Wimper zu zucken» N°19

Teil 3 «Ich bin nicht durch jedes Tal der Tränen» N°20

Teil 4 «Auch jeder kleinere Investor kann dann einen auf dicke Hose machen» Ausgabe N°21

Die Schweiz fremdelt

Kein anderes Land stimmt so oft über Migration ab – wie jetzt wieder über die 10-Millionen-Initiative der SVP. Sind wir besonders fremdenfeindlich? Oder eben gerade nicht?

TEXT PHILIPP LOSER

*Aber natürlich brauchen wir die Fremdarbeiter!
Sie füllen unsere Spitäler.
Sie füllen unsere preiswerten Wohnungen.
Sie füllen unsere Strassen.
Sie füllen unsere Kinderkrippen.
Sie füllen unsere Schulhäuser.
Sie füllen unser Kulturland mit Beton.
Sie füllen unser Land zum Bersten.*

Das Jahr war 1970, die Abstimmung hiess «Volksbegehren gegen die Überfremdung», später nur noch als «Schwarzenbach-Initiative» bekannt, und der Ton in Teilen der Öffentlichkeit war genauso ätzend, wie es die Sprüche erahnen lassen, die damals auf Klebern verteilt wurden: Raus mit ihnen. Den «Sautschinggen» und «Marroni-Fressern».

Es war die erste von vielen Abstimmungen über *den* Ausländer. Mittlerweile haben wir schon oft über ausländer- und migrationspolitische Themen abgestimmt. Fast schon obsessiv befassen wir uns mit der Frage, wer zu uns gehört und wer nicht. Wer zu uns kommen und dann auch hierbleiben darf.

Warum machen wir das?

Und: Was macht das mit uns?

Um diese Frage zu ergründen, muss man zu den Anfängen zurückkehren, zu James Schwarzenbach.

Zwischen 1960 und 1970 hatte sich die Zahl der in der Schweiz anwesenden Ausländer von 500'000 auf eine Million verdoppelt. Es kamen vor allem Männer, weil die Schweiz im Boom der Nachkriegszeit neu gebaut wurde. Neue Strassen, neue Tunnels, neue Häuser. Für all die Arbeit gab es nicht genügend Schweizer, darum war das Land auf Fremdarbeiter angewiesen. Das berühmte Zitat von Max Frisch stammt aus dieser Zeit: «Man hat Arbeitskräfte gerufen, und es kommen Menschen.»

Doch diese Menschen wurden nicht mit offenen Armen empfangen. Sondern mit Misstrauen, Argwohn, Hass sogar. In den Sechzigerjahren entstand eine heftige Überfremdungsdebatte, die vielleicht heftigste, die die Schweiz je erlebt hat. «Viele Schweizer fühlten sich im eigenen Land nicht mehr zu Hause», schreibt der Histori-

ker Thomas Buomberger in seinem 2004 erschienenen Buch «Kampf gegen unerwünschte Fremde». Interessanterweise braucht SVP-Präsident Marcel Dettling in der Abstimmungszeitung zur 10-Millionen-Initiative, die einen fixen Bevölkerungsdeckel in die Verfassung schreiben möchte, fast die gleichen Worte: «Als Schweizerin und Schweizer fühlt man sich zunehmend fremd im eigenen Land.»

Fremdenfeind Schwarzenbach

James Schwarzenbach, Nachkomme einer reichen Industriellenfamilie, rechtspopulistischer Publizist und Politiker der mittlerweile verschwundenen Kleinpartei «Nationale Aktion», kanalisierte dieses Gefühl in einer politischen Idee. Mit seiner Initiative wollte Schwarzenbach den Ausländeranteil pro Kanton auf 10 Prozent begrenzen (Genf als Sitz zahlreicher internationaler Organisationen ausgenommen). Bei einem Ja hätten mehr als 300'000 Menschen die Schweiz verlassen müssen, vor allem Saisonniers aus Italien. Noch einmal Buomberger: «Schwarzenbach war der einflussreichste Politiker seiner Zeit und hat bis heute seine Spuren hinterlassen. Er sprach aus, was viele dachten, und er brachte den Bundesrat zum Handeln, wie wohl keiner vor oder nach ihm.»

Schwarzenbachs Initiative war offen fremdenfeindlich. Er wollte Menschen, die nicht dazugehörten, aus dem Land haben, für immer. Der Politiker, der eine der bekanntesten und umstrittensten öffentlichen Figuren seiner Zeit war, brach mit seinem Aufruf, Ausländer aus der Schweiz zu schmeissen, ein Tabu. Und er setzte einen Diskurs in Gang, der bis heute nicht aufgehört hat. Seit dem heftigen Abstimmungskampf, der erstaunlich knapp gegen die Initiative ausging (54 Prozent Nein zu 46 Prozent Ja), ist der Umgang mit dem «Fremden» ein ständiges politisches Thema in der Schweiz. Für Migrationsforscher Kijan Espahangizi ist die Schwarzenbach-Abstimmung gar ein Wendepunkt in der Geschichte «ausländerpolitischer Aushandlungsprozesse».

Je nach Zählweise hat die Schweiz seit der Schwarzenbach-Initiative

mehr als dreissigmal über ausländerpolitische Vorlagen abgestimmt. Mit dem Aufstieg der SVP zur stärksten Partei der Schweiz in den Neunzigerjahren hat die Kadenz zugenommen. Seit 2000, seit der Abstimmung über die 18-Prozent-Initiative des späteren FDP-Präsidenten Philipp Müller (von Sinn und Geist sehr ähnlich wie Schwarzenbachs Überfremdungsinitiative, Müller wollte den Ausländeranteil in der Schweiz auf 18 Prozent beschränken), haben die Schweizer Stimmberechtigten rund zwanzigmal über «Ausländer» abgestimmt. Es ging dabei – unter anderem – um die erleichterte Einbürgerung von Menschen der zweiten und dritten Generation (2004 und 2017), um das Einbürgerungsverfahren generell (2008), um diverse Verschärfungen im Asylrecht (2002, 2006, 2013 und 2016), um den Bau von Minaretten (2009), um ein Burkaverbot (2021), um die Ausschaffung von «kriminellen Ausländern» (2010 und 2016), um einen Zuwanderungsstopp (2014) und jetzt, ganz aktuell bei der 10-Millionen-Initiative der SVP, um eine Deckelung der Bevölkerungszahl.

Ist das ein Schweizer Spleen? Würden das andere Länder auch machen, wenn sie könnten, wenn sie die direktdemokratischen Mittel dazu hätten? Und: Was macht dieses ständige Verhandeln der Zugehörigkeit mit einer Gesellschaft? Machen uns Abstimmungen über Ausländer sensibler für die Belange jener, die nicht dazugehören? Empathischer? Oder bringt die direkte Demokratie die Fremdenfeindlichkeit, die in vielen schlummert, im Gegenteil überhaupt erst ans Licht, verstärkt sie sogar?

In einem Land, das so viel auf die eigene Regierungs- und Demokratieform hält, will man die Antworten, die es auf diese Fragen gibt, manchmal lieber nicht hören.

«Die Schweiz ist Meisterin darin, die eigene Geschichte der Fremdenfeindlichkeit und des Rassismus zu verleugnen.» Damir Skenderovic sitzt vornübergebeugt auf einem Klappstuhl vor dem Café du Bonheur auf dem Bullingerplatz in Zürich. Er ist Professor für Zeitgeschichte an der Universität Fribourg, ein Experte für

Migrationsgeschichte. Gemeinsam mit Gianni D'Amato hat er ein Standardwerk zum Rechtspopulismus in der Schweiz seit den Sechzigerjahren verfasst («Mit dem Fremden politisieren»).

Die direkte Demokratie mache die Schweizer nicht fremdenfeindlicher als Menschen in anderen Ländern. Aber: Sie ermöglicht es rechten Parteien, fremdenfeindliche Themen in aller Öffentlichkeit zu verhandeln. «Opportunitätsstrukturen» nennt das Skenderovic. «Viele rechtspopulistische Parteien in Europa beneiden die Schweiz darum. Sie möchten das auch können.»

Die permanente Ausländerkampagne seit den Neunzigerjahren habe nicht nur den Diskurs geprägt, sondern auch den Raum des Sagbaren ausgeweitet. Es komme nicht von ungefähr, dass die Schweiz ein Exportland für rechtspopulistische Ikonografie und Semantik sei, siehe Schäfchenplakate. In Deutschland gilt die SVP beispielsweise als Vorbild für die AfD.

Das ist für Skenderovic die erste Konsequenz des häufigen Abstimmens über migrationspolitische Themen: Es verändert das Reden über Ausländerinnen und Ausländer.

Der Wendepunkt

Noch viel konkreter (und oft übersehen) sind die Konsequenzen auf einer politisch-institutionellen Ebene. Die direkte Demokratie ist ein permanentes Aushandeln, ein ununterbrochenes Suchen nach dem Kompromiss. Wenn ein signifikanter Teil der Bevölkerung sich etwas wünscht, kommt ihm der Rest der Bevölkerung entgegen. Weil die Richtung des Gewünschten stimmt. Oder um Schlimmeres zu verhindern.

Das lässt sich exemplarisch an der Schwarzenbach-Initiative zeigen. Diese ist nicht nur ein Wendepunkt «ausländerpolitischer Aushandlungsprozesse», wie es Migrationsforscher Espahangizi formuliert, sondern auch ein ganz konkreter Wendepunkt in der Schweizer Einwanderungspolitik. Nach dem Zweiten Weltkrieg verfolgte die Schweiz nämlich eine sehr offene Praxis gegenüber ausländischen Arbeitskräften. Firmen konnten sich

WAS BEDEUTET HEIMAT?

Diese Frage haben wir sechs Schweizer Fotograf:innen und Fotokünstler:innen ausländischer Herkunft gestellt.



«Wir flohen 1988 aus Polen über Deutschland nach Kanada. Unsere Reise brachte uns schliesslich in die Schweiz, wo ich nun seit mehr als drei Jahrzehnten lebe. Meine Familie und ich sind immer wieder über Zäune gesprungen. Von Land zu Land zu ziehen, schien einst das grösste Hindernis zu sein, aber nichts erwies sich als schwieriger als die unsichtbaren Zäune innerhalb der Schweiz. Aber die Schweiz hat sich verändert – zum Besseren. Auch wenn wir ständig Debatten über Migration und die Bewahrung einer «schweizerischen Schweiz» hören, habe ich festgestellt, dass diese Stimmen oft nur die lautesten sind. Die anderen haben einen sicheren Raum geschaffen für Menschen wie mich, die sich Schweizer nennen wollen.»

MACIEJ CZEPIEL (*1987 in Krakau) ist Fotograf und lebt in Neuchâtel.
«Over The Fence» aus der Serie «I Can Remember It For You», 2025



«Zuhause in der Schweiz ist für mich etwas, das man nur durch ständige Arbeit festhalten kann. Die Möglichkeit ein Leben aufzubauen und sich hier eine Zukunft vorzustellen, ist an Produktivität gebunden, an die Fähigkeit, ohne Unterbruch zu arbeiten. Es ist paradox: Obwohl die Schweiz ein Ort der Zuflucht und grundlegenden Sicherheit ist, fühlt sie sich als Heimat nie vollständig garantiert an.»

A. DAS ist in Indien geboren und arbeitet interdisziplinär als Künstlerin und Kreativschaffende.
«The Labour of Belonging», Mai 2026



«Zwischen Postkasten und Bushaltestelle sammelt meine Grossmutter mit ihrer Kollegin Wildkräuter. Sie erkannte, welche der hiesigen Pflanzen essbar sind – und beides, das von hier und das aus Vietnam, landete in unserer Küche. Für mich ist das ein Zeichen von Heimat: wenn wir Teil der Umgebung werden, uns mit dem Land, den Pflanzen, den Menschen verbinden – und das Sammeln dieser Verbindung Ausdruck gibt.»

THI MY LIEN NGUYEN ist eine Schweizer Künstlerin und Fotografin vietnamesischer Herkunft.
«Untitled (foraging)» aus der Serie «Hiếu thảo. With Love and Respect», 2018

so viele Mitarbeiter aus dem Ausland holen, wie sie brauchten. Die Zulassungspraxis orientierte sich explizit an den Wünschen und Bedürfnissen der Wirtschaft. Dabei setzte der Staat auf eine «Rotationspolitik», die davon ausging, dass Arbeiterinnen und Arbeiter nach einigen Jahren wieder in ihr Ursprungsland zurückkehren.

Was nicht geschah, wie wir wissen. Solange es der Wirtschaft gut ging, brauchte sie mehr und mehr Arbeiter. Als der Unmut in der Bevölkerung über die Zuwanderung immer grösser wurde, als ein Ja zur Schwarzenbach-Initiative plötzlich eine reale Möglichkeit geworden war, stellte der Staat das System um. Drei Monate vor der Abstimmung wechselte er von der Rotationspolitik zur «Gesamtplanierung». Nun gab es jedes Jahr fixe Quoten für die Zuwanderung ausländischer Arbeitskräfte. Ein System mit Kontingenten, das bis zur Einführung der Personenfreizügigkeit 2002 bestehen blieb. Auch darum gilt James Schwarzenbach als jener Politiker, der den Bundesrat zum Handeln brachte «wie wohl keiner vor oder nach ihm» (Thomas Buonomberger) – ein Rassist (er nannte die Saisoniers «braune Söhne des Südens» und die UNO einen «N***club»), der mit seinen Ideen die Schweizer Einwanderungspolitik über Jahrzehnte prägte.

Und das alles, sagt Migrationsforscher Skenderovic, nehme man in der Schweiz nicht so gerne wahr. Fremd- und Eigenwahrnehmung würden auseinanderklaffen. In ihrem Selbstbild seien die Schweizer eine multikulturelle Gesellschaft, die auf ihre Sprachminderheiten Rücksicht nehme, auf die Rätoromanen und Romands, ein Land mit einer grossen humanitären Tradition und einer Regierungsform, bei der alle mitmachen und mitreden können. So inklusiv!

«Alles, was nicht in dieses Selbstbild passt, will man nicht sehen», sagt Skenderovic. «Dass es zum Beispiel für viele von aussen überhaupt nicht einfach ist, dazuzugehören.»

Aus dem gleichen Grund ertragen es viele Menschen in der Schweiz nicht, wenn die eigene rechtspopulistische Partei mit rechtspopulistischen Parteien in Europa verglichen wird.

Die SVP gehört dazu, sie regiert mit, ist Teil des Systems und steht gleichzeitig ausserhalb (eine Position, wofür sie in Europa ebenfalls beneidet wird). Sie ist keine rechte Splittergruppe. Sie ist die stärkste Partei der Schweiz.

Die Nationale Aktion von James Schwarzenbach gibt es schon lange nicht mehr, ihre Nachfolger sind bedeutungslos geworden. Die SVP hat seit den Neunzigerjahren sämtliche Bewegungen rechts von ihr aufgesogen. Seither ist sie der Treiber unserer permanenten Beschäftigung mit den Fremden. Ohne SVP würden wir nicht seit Jahrzehnten eine Ausländerdiskussion führen.

Ein Kaffee mit Peter Keller (SVP)

Was man auch bei der SVP weiss. «Natürlich haben wir als Partei eine Wirkung mit unseren Initiativen. Aber das ist kein Selbstgespräch: Wir saugen uns nicht einfach etwas aus den Fingern, wir benennen ein tatsächliches Problem in der Bevölkerung!»

Peter Keller ist stellvertretender Generalsekretär der SVP, vorher war er lange der einzige Nationalrat in seinem Wohnkanton Nidwalden. Er hat Geschichte studiert und arbeitete als Journalist für die «Weltwoche». Als Treffpunkt hat er das Café Adrianos in Bern vorgeschlagen, ein linkes Café in einer linken Stadt. Er kommt zwei Minuten zu spät, «der Dichtestress, entschuldigen Sie!», und weiss dann nicht so recht, was er bestellen soll. Alles viel zu kompliziert!

Keller schmunzelt. Er ist selbstironisch (was bei Politikern selten vorkommt), und er ist auch nicht so eindeutig, wie man es sich von SVPlern normalerweise gewohnt ist.

Zur Vorbereitung auf das Gespräch hat sich Keller noch einmal in die Debatte über die Schwarzenbach-Initiative eingelezen – und hat dabei grosse Unterschiede zur 10-Millionen-Initiative gefunden, über die wir am 14. Juni abstimmen.

• Unterschied 1: Damals sei es einer gegen alle gewesen. Heute stehe die grösste Partei hinter dem Anliegen.

• Unterschied 2: Die politischen Eliten reagieren anders als damals. «Heute erleben wir die totale Ablehnung. Damals anerkannten Bundesrat

und Parlament das Problem und griffen mässigend ein. Auch die Gewerkschafter im Nationalrat warnten vor einer «Überfremdung» und der «Belastung» der einheimischen Arbeitnehmer durch die Aufblähung der Wirtschaft.» Das drei Monate vor der Schwarzenbach-Abstimmung eingeführte Kontingentsystem habe das Land befriedet. Später wurde es wieder abgeschafft – unter der Annahme von völlig falschen Zahlen, wie Keller sagt. Der Bundesrat habe damals von achttausend zusätzlichen EU-Zuwanderern gesprochen, es kamen aber um ein x-Faches mehr. «Hätten wir vor zwanzig Jahren das Kontingentsystem nicht wieder gekündigt und die Personenfreizügigkeit nicht eingeführt, wir würden heute eine andere Debatte führen.»

• Schliesslich Unterschied 3: Anders als damals geht es bei der 10-Millionen-Initiative der SVP nicht darum, Leute aus dem Land zu werfen – sondern die künftige Zuwanderung zu begrenzen. «Das ist nicht fremdenfeindlich», sagt Keller. «Im Moment kommen zu viele, und es kommen die Falschen. Würden nicht mehr so viele kommen, kämen auch die Falschen nicht mehr.»

Ein grosser Teil der Bevölkerung sei heute mit den Folgen der Zuwanderung konfrontiert und merke, dass es immer ungemütlicher im Land werde. «Die Rechnung geht nicht mehr auf.» Auch für Keller selbst nicht. Er sehe es im Zug, wo es ständig enger werde (er fährt zweite Klasse), er sehe es bei sich zu Hause in Hergiswil am Vierwaldstättersee, wo er die Seestrasse zu gewissen Zeiten meide. Zu viel Verkehr. Zu viele Menschen. Und so wie ihm gehe es vielen, sagt er.

Made in CH: «Überfremdung»

Es ist eine der ältesten politischen Erzählungen der Schweiz, die sich die SVP zu eigen macht. Sich in der eigenen Heimat bedrängt fühlen. Unwohl, übersehen, ignoriert.

Dafür gibt es ein eigenes Konzept, eine Schweizer Denkfigur: «Kaum ein Begriff war im 20. Jahrhundert so wirkmächtig wie jener der «Überfremdung.» Wir sind immer noch in Bern, aber nicht mehr im Café Adrianos,

sondern in einem engen Büro des Historischen Instituts der Universität im Länggasse-Quartier. Die Migrationsforscherin Francesca Falk hat Wasser und italienische Biskuits aufgetischt und führt im Eiltempo durch die schweizerische Überfremdungsdebatte der letzten hundertzwanzig Jahre:

Erfunden im Jahr 1900 vom Zürcher Armensekretär Carl Alfred Schmid, vereinte der Begriff «Überfremdung» ein kollektives und individuelles Angstgefühl vor dem Verlust der eigenen Identität. Rasch fand die «Überfremdung» Eingang in die Behördensprache, 1917 wurde die Eidgenössische Fremdenpolizei gegründet, der Erste Weltkrieg führte zu einer restriktiveren Migrationspolitik.

«In der Zwischenkriegszeit und im Zweiten Weltkrieg war das Konzept der Überfremdung stark antisemitisch geprägt», sagt Falk und erinnert an das berühmte Zitat aus einem Brief von Heinrich Rothmund, dem Chef der Fremdenpolizei, an den Schweizer Gesandten in Den Haag aus dem Jahr 1939: «Wir haben nicht seit zwanzig Jahren mit dem Mittel der Fremdenpolizei gegen die Zunahme der Überfremdung und ganz besonders gegen die Verjudung der Schweiz gekämpft, um uns heute die Emigranten aufzwingen zu lassen.»

Immer ist die Migration schuld

Die «Überfremdung» blieb auch danach als Konzept in den Ausländerdebatten prägend. Nur meinte sie immer andere Bevölkerungsgruppen. Nach den Juden im Zweiten Weltkrieg waren es bei James Schwarzenbach die Italiener. Danach die Geflüchteten aus Sri Lanka, Ex-Jugoslawien, Eritrea oder Syrien.

Die jeweilige Gemeinsamkeit dieser Schuld-Debatten: Der vermeintlich kausale Zusammenhang zwischen der zunehmenden Migration und der Veränderung der Schweiz. Zum Beispiel während des Wirtschaftsbooms in den Sechzigerjahren, als die Schweiz durch die Industrialisierung, die wachsenden Städte, das Bauen überhaupt und die steigende Umweltverschmutzung eine andere wurde.

Francesca Falk: «Diese Veränderungen schafften für viele ein reales

Gefühl der Entfremdung. Und dafür wurde dann in verkürzter Weise die Migration verantwortlich gemacht.» Mit der Realität hatte das oft nur wenig zu tun: Gastarbeiter beanspruchten Wohnraum, klar, aber sie waren oft auf engstem Raum in Baracken untergebracht. Die Bautätigkeit in dieser Zeit rührte vor allem davon her, dass die Schweizerinnen und Schweizer in grösseren, modernen Häusern wohnen wollten.

Neu an der heutigen Debatte ist, wer alles zu den Fremden gehört. Wer alles mitgemeint ist, wenn es darum geht, die Verantwortlichen für das unbestimmte Gefühl des Verlustes zu benennen. Zum einen – und da hat sich in den vergangenen Jahrzehnten nichts verändert – sind es jene Fremde, die anders aussehen, die im medialen Diskurs als *anders* gezeichnet werden. Flüchtlinge, Asylsuchende, vorläufig Aufgenommene. Viele aus «fremden, islamischen Kulturen», wie es im Extrablatt der SVP zur Abstimmung heisst.

Auf diese Menschen zielen die meisten Massnahmen, die die SVP beim Erreichen des Bevölkerungsdckels von 9,5 respektive 10 Millionen Menschen vorsieht, es sind jene, die heute schon regelmässig mit Herabsetzungen konfrontiert sind. 2025 verzeichnete die Schweiz 1245 dokumentierte Fälle rassistischer Diskriminierung. Ein Rekord. Besonders betroffen sind schwarze Menschen und Muslime. Gleichzeitig nehmen seit 2023 auch die antisemitischen Vorfälle massiv zu – so sehr, dass der Bundesrat diese in einem offiziellen Bericht als «ernsthafte Herausforderung für den sozialen Zusammenhalt und die Sicherheit» bezeichnet.

Zum anderen – und darum ist die 10-Millionen-Initiative potenziell mehrheitsfähig – gibt es in dieser Abstimmungsdebatte neue Fremde: Expats, die auch die verrücktesten Preise für eine Mini-Mietwohnung in den grossen Innenstädten der Schweiz zahlen können. Oberschichtsmigranten mit hochbezahlten Jobs, die niemals in ihrem Leben deutsch reden werden (und es auch ganz sicher nicht in der Bäckerei oder im Café versuchen). Dafür neue Chefs im Büro, die

ein schneidiges Hochdeutsch oder ein schickes Englisch sprechen.

Auch diese Fremden werden oft überzeichnet, auf anekdotische Klischees reduziert. Dabei entsteht ein diffuses Unbehagen, eine andere Art der Verdrängung – x-fach wiedergegeben in den Kommentarspalten unter den Texten zur 10-Millionen-Schweiz. Und es ist die SVP, die dieses Gefühl am besten einfängt. Bewirtschaftet. Weil sie weiss, wie das geht. Weil es die direkte Demokratie gibt.

Hässliche Seite der Demokratie

Denn bei allen Vorteilen des Systems erlaubt es die direkte Demokratie eben auch, genau solche Fragen zu instrumentalisieren. Minderheiten (ob oben oder unten) sind dabei exponiert und nur schlecht geschützt. Weil sie nicht mitreden können. Weil sie nicht gefragt werden.

Und weil sie, wenn sie sich dann doch mal einmischen, rasch an eine Grenze kommen. Eine sichtbare, eine unsichtbare. «Ich habe in den letzten Monaten gemerkt, wie hässlich politische Auseinandersetzungen in einer Demokratie werden können.» Das sagt Përparim Avdili, ein Zürcher Freisinniger mit albanischen Wurzeln. Er wollte Stadtpräsident in Zürich werden, machte einen sehr auffälligen Wahlkampf und scheiterte spektakulär.

Einige Wochen danach sitzt er in einem Co-Working-Space beim Bahnhof Enge in Zürich, gleich unterhalb des Parteisekretariats seiner FDP, bei einer Tasse Pfefferminztee. Als Politiker müsse man sich ja grundsätzlich einiges gefallen lassen – aber was er in diesem Wahlkampf erlebt habe, das sei zu weit gegangen. Rechts wurde darüber diskutiert, ob er den richtigen Namen für einen FDP-Kandidaten habe. Links wurde er als «Ethno-Poser» verunglimpft und von einem Pro-Palästina-Aktivistin mit dem Tod bedroht. «Die Schweiz als Willensnation, in der viele verschiedene Menschen an die gleiche Idee glauben – das hat mich immer fasziniert. Aber wahrscheinlich hatte ich eine etwas verblendete Sichtweise auf das Thema.»

Seine Kandidatur habe ihm gezeigt: Am Schluss geht es immer auch



«Ich bin in der Schweiz geboren und wuchs mit den Diapositiven und dem Familienalbum meines Vaters auf. Er gehört zu einer Gruppe von Kindern, die 1963 von der NGO Terre des Hommes aus gesundheitlichen Gründen von Algerien in die Schweiz gebracht wurden. Die über meiner Hand schwebende Fotografie zeigt meine Grosseltern aus Algerien, wie sie meinen Vater bei seinen Pflegeeltern in der Schweiz besuchten. Sie lässt den Bruch zwischen seiner Herkunft und seinem neuen Zuhause spüren. Trotz des Verblässens von Erinnerungen: Von hier komme ich.»

EMILIE ITIM ist ein Schweizer Fotograf algerischer Herkunft.

«Light», aus dem Projekt «Yatim», 2019



«Dieses Bild wurde in Lenk aufgenommen und entstand im Rahmen eines Projekts mit Aktivist:innen, Migrant:innen und Asylsuchenden. Es beschwört für mich die Mythologie rund um die Schweiz als gastfreundliches und neutrales Territorium. Die verschiedenen Spuren im Bild, die Einsamkeit der Figur wie auch das Majestätische der Berge spiegeln die Ambivalenzen und Spannungen, die in der Idee von Heimat in der Schweiz eingebettet sind.»

EMILIO NASSER, geboren in Spanien, aufgewachsen in Argentinien, ist Fotograf in Biel.
«Shipwreck of Dreams», 2019-2025



«Ich lebe seit dreissig Jahren in der Schweiz, und für mich bedeutet das, die Geschichte, warum ich Bogotá verlassen habe, immer wieder neu zu erzählen, bis zu dem Punkt, an dem diese ständige Erzählung mein Gefühl von Herkunft und Wirklichkeit verwischt. Mit der Ankunft meines Sohnes Octavio vor fast zehn Jahren habe ich ein neues Kapitel aufgeschlagen. Es handelt auch von Fürsorge und vom gemeinsamen Lernen meiner Muttersprache und von Wissensformen, die ich «la malicia indígena» nenne, also eine praktische Schlaueheit, um sich im Alltag zurechtzufinden.»

GUADALUPE RUIZ (*1978 in Bogotá) ist Fotografin und Künstlerin und lebt in Biel.
Analogaufnahme ohne Titel aus dem Buch «El libro ilustrado», 2025

darum, den richtigen Namen zu haben. Avdilis Kritik zielt nach rechts und nach links – ihn stört, dass beide politischen Lager an den Polen sich das Recht herausgenommen haben, über ihn zu bestimmen. Für die einen sei er der falsche Schweizer gewesen, für die anderen der falsche Secondo. Seine Lösung für dieses Problem: Mehr Auseinandersetzung, mehr Repräsentanz. Mehr Demokratie – nicht weniger.

Funciello: Bitte nicht kritisieren!

Zurück in Bern, im Bundeshaus, im Vorzimmer der Linken. «Der gute Ausländer ist der, der still ist und sich nicht beklagt.» SP-Nationalrätin Tamara Funციello vereint fast alle politischen Minderheitspositionen, die es in der Schweiz gibt: Sie ist eine linke, queere Frau mit Migrationshintergrund. Und sie hält unsere Demokratie für «unfertig». «Es ist doch einfach schräg, wenn wir ständig darüber entscheiden, ob jemand, der seit drei Generationen in diesem Land lebt, tatsächlich hier sein darf.»

Als Ausländerin und Ausländer, als Schweizerin und Schweizer mit Migrationshintergrund, werde man ständig auf die Probe gestellt. Ständig sei man mit der Frage konfrontiert, ob man auch wirklich genug geleistet habe. Und beklagen sollte man sich besser auch nicht. «Sonst heisst es: Wenn es dir nicht passt, dann kannst du ja wieder gehen.»

Dieses ständige Verhandeln der eigenen Herkunft sei eine Begleiterscheinung der direkten Demokratie. Denn die Abstimmungen über ausländerpolitische Themen konfrontierten die Leute mit der ältesten Frage überhaupt: Wer gehört zu uns? Wer nicht?

Diese Fragen werden auch in anderen Ländern verhandelt – doch selten so institutionell und regelmässig wie in der Schweiz. Es ist darum völlig nachvollziehbar, dass Rechtspopulisten in ganz Europa die Schweiz um ihr System beneiden, dass beispielsweise die AfD in ihrem Wahlprogramm von 2017 «Volksentscheide nach Schweizer Vorbild» gefordert hat. In der direkten Demokratie ist es möglich, Fragen mit einem ausschliessenden Charakter zu stellen. Diffuse Ängste können in einer direkten Demokratie

(wenn man das will) instrumentalisiert und politisiert werden.

Daraus aber zu schliessen, dass Schweizerinnen und Schweizer latent fremdenfeindlicher als andere wären, wäre falsch. Ängste und Vorurteile sind überall vorhanden, das zeigen sämtliche Statistiken: Die internationale Forschung geht davon aus, dass zwischen einem Fünftel und einem Drittel der Menschen pro Land latent fremdenfeindlich sind – es ist eine nicht sehr genaue Wissenschaft. Vorurteile sind dort leicht stärker, wo rechtspopulistische Parteien besonders viele Wählerinnen und Wähler haben (das zeigte eine Studie der FRA, der Agentur der Europäischen Union für Grundrechte), aber das sind am Schluss graduelle Unterschiede.

Entscheidend ist, dass es aktuell in vielen Ländern schwieriger geworden ist, wenn man nicht offensichtlich dazugehört. Praktisch überall in Europa haben rassistisch motivierte Übergriffe in den letzten Jahren zugenommen.

Und in dieser Atmosphäre stimmen wir nun über die 10-Millionen-Initiative der SVP ab. Die ersten Prognosen gehen von einem knappen Resultat aus. Für die Befürworter stehen laut einer Umfrage von Tamedia zwei Argumente im Vordergrund: Zum einen führe die Zuwanderung zu steigenden Mieten, Staus und überfüllten Zügen. Zum anderen gehe es um die Sicherheit der Schweiz: Bei Gewalttaten seien Ausländer und Eingebürgerte massiv überrepräsentiert.

Sie füllen unsere Spitäler.

Sie füllen unsere preiswerten Wohnungen.

Sie füllen unsere Strassen.

Sie füllen unsere Kinderkrippen.

Sie füllen unsere Schulhäuser.

Sie füllen unser Kulturland mit Beton.

Sie füllen unser Land zum Bersten. DM

PHILIPP LOSER ist Redaktor des
«Tages-Anzeiger» und Kolumnist bei «Das Magazin».
philipp.loser@tages-anzeiger.ch

ENDE EINER EINSAMKEIT

Wie hat sich mein Leben nach andern geseht,
Wie blieb es so fürchterlich leer.
Die anderen gehen zu zweit oder zehnt,
Ich hab keine anderen mehr.

Ich hab keine andern und habe mich nicht,
Ich hab keine Stimme, ich hab
Ich hab keinen Körper, ich hab kein Gesicht.
Mein Leben so still wie ein Grab.

So schreiend die Stille, die Leere, ich lieg,
Ich bin nicht, ich sitze und steh
Im Brand meiner Hölle, ein Toter im Krieg,
Der lebt. Es tut fürchterlich weh

Wie Messer im Magen, wie glühender Lehm
Im Kehlkopf, von Dornen umzäunt –
Ein Zettel. Zwei Zeilen, ich weiss nicht von wem.
«Ich komme. Bis morgen.

Ein Freund.»

«Hör auf, andere zu bewundern. Leg los!»

Eine Plauderei mit Campino, dem legendären Frontmann
der legendären Toten Hosen, über Punk, Politik und das allerallerletzte
Album der Band.

GESPRÄCH ANE HEBEISEN



Die Toten Hosen auf Tour(en): Letzten September
in Brüssel.

Campino erscheint ganz in Schwarz, mustert die Szenerie in der Hotel-Lounge mit einer gesunden Grundkepsis, wohlwollend, aber keinesfalls ranschmeislerisch. Er ist dreiundsechzig Jahre alt, Kühlerfigur der Toten Hosen, zudem seit fast viereinhalb Jahrzehnten der Lieblingspunk der Deutschen und der Bierseiligen.

Das neue Album der Toten Hosen handelt von Abschied. Es soll das letzte sein. Dafür hat man noch einmal die grosse Kelle zur Hand genommen.

Einundvierzig Songs finden sich auf dem Album. Sechzehn neue Lieder, voller Punk-Nostalgie, ohrwurmiger Zusammengehörigkeitshymnen und rockballadesken Nachdenkens über den Zustand der Welt. Ganz viel Stadion-Punk und jede Menge ungekünstelte Poesie.

Als Zugabe haben Die Toten Hosen fünfundzwanzig Lieblingslieder der Band zusammen mit deren Urhebern eingespielt. Das Kollaborationsspektrum reicht von Element of Crime bis Einstürzende Neubauten, von UK Subs bis Vicky Leandros, von Marteria bis Wolf Biermann.

Grosse Fragen stehen im Mittelpunkt des Gesprächs: Wie endgültig ist Campinos Adieu nach über vierundvierzig Jahren als Punk? Was denkt er, wenn seine Lieder von Leuten gesungen werden, die er nicht mag? Was geht ihm durch den Kopf, wenn er tausende Menschen im Stadion dirigiert? Das Spektrum ist weit, und Campino hat kein Problem, sich den drängenden Fragen mit der nötigen Ausführlichkeit zu widmen. Mehr noch: mit fast staatsmännischer Besonnenheit.

Er ist nicht zufällig der Punk der Nation.

Wie gross war die Ambition, für das Abschiedsalbum noch eine Hymne für die Ewigkeit zu schreiben?

So etwas kann man nicht erzwingen. Wir hatten schon genug damit zu tun, herauszufinden, was wir auf diesem Album überhaupt alles veranstalten wollten, was wir noch sagen möchten, was in unserem Werk noch fehlt. Da noch von einer Ewigkeitshymne zu träumen, wäre ein bisschen viel gewesen.

Welcher Song kommt dieser Hymne am nächsten?

Um das zu beurteilen, habe ich noch zu wenig Distanz. Aber für die Stadt Düsseldorf dürfte die Antwort eindeutig sein.

Ihre Liebeserklärung an Düsseldorf ist wie geschaffen, künftig regelmässig durchs heimische Fussballstadion zu schallen.

Da steckt weniger Berechnung hinter, als Sie denken. Natürlich möchte man was Eingängiges schaffen, Refrains finden, die ins Ohr gehen. Mehr ist da nicht. Mit Vorsatz klappt bei uns eine Stadionhymne garantiert nicht.

Was halten Sie vom Zitat: «Um den Faschismus zu verstehen, muss man in ein Stadion gehen»?

Um Pathos zu verstehen, sollte man ins Stadion gehen. Aber ich weiss, was gemeint ist. In einem Sta-

dion kann sich eine unheimliche Kraft bündeln. Was man aus dieser Energie jedoch macht, ist völlig unterschiedlich. Wird sie in etwas Positives verwandelt, ist das etwas Wunderbares. Bekommt sie etwas Destruktives, wirds klamm.

Nie ein mulmiges Gefühl wegen der Macht, die Sie auf Massen ausüben? Nie leer geschluckt, wenn auf Ihr Geheiss alle Händchen in die Höhe schnellen?

Nein, weil das einfach Spielerei ist, ein zugegebenermaßen etwas komischer Versuch, eine Art der Kommunikation herzustellen. Diese Kulmination der Ekstase hat doch etwas Magisches. Ein Beispiel: Wenn Sie AC/DC heute in einem Proberaum besuchen, macht das vermutlich nicht sonderlich viel Spass, weil da einfach ein paar alte Männer stehen, die ihre gut sitzenden Lieder spielen. Wenn Sie das aber im River-Plate-Stadion in Argentinien sehen, dann bläst Sie das weg, weil die Leute dafür sorgen, dass daraus ein Ereignis wird.

War die Ankündigung, künftig kein Album mehr aufzunehmen, eher eine Erleichterung oder ein schmerzhafter Akt?

Die öffentliche Ankündigung sollte vor allen Dingen dazu dienen, dass es für uns keine Rückkehr mehr gibt. Und es sollte uns motivieren, für dieses Finale wirklich alles zu geben.

Was tun Sie, wenn Ihnen morgen doch noch ein ultimativer Hosen-Song in den Sinn kommt?

Dann würde ich ihn aufnehmen. Das eine oder andere Stück zu dropfen, wenn einem ein Thema unter den Fingern brennt, soll ja nicht ausgeschlossen sein. Aber dass wir uns hinsetzen und nochmal ein ganzes Album gestalten, auf dem wir versuchen, die letzten Jahre zu reflektieren, das ist, glaube ich, gelaufen.

Das waren etwas viele Konjunktive.

Kann man das Musikersein dann doch nicht einfach ausknipsen?

Muss man ja nicht. Aber es wäre sehr schade, wenn wir die Letzten wären, die merken, dass unser Tank leer ist.

Gibt es die Angst, zu einer Persiflage Ihrer selbst zu werden?

Es ist besser, etwas zu früh zu gehen, als die Leute sagen zu hören, dass die letzten fünf Jahre nur noch peinlich waren.

Sie haben in einem der ersten Fernsehbeiträgen, die von Ihnen überliefert sind, gesagt, Sie würden nicht allzu sehr über Deutschland nachdenken, weil man das Land eh nicht verändern könne. Sehen Sie das immer noch so?

Ich glaube, das Land ändert sich tatsächlich von selbst, aber jeder und jede hat die Aufgabe, zu schauen, dass die Sache nicht ins Kippen gerät. Also, ein bisschen darüber nachdenken schadet sicher nicht.

Einer der neuen Songs heisst «Was ist mit uns los?». Erweitern wir die Frage: Was ist gerade mit Deutschland los?



Das Megafon ist eine Art Harfe des Punks: Konzert in Düsseldorf, September 2025.

DAS MAGAZIN N° 21 – 2026 BILDER: BASTIAN BOCHINSKI

Die Verunsicherung, die gerade auch in Deutschland herrscht, ist eine auf der ganzen Welt spürbare Stimmung, die viel mit diesem Nero zu tun hat, der gerade die USA regiert.

Was raten Sie zum Heben der Stimmung?

Die Herausforderung ist, dass wir trotz der ganzen Scheisse, die uns da gerade umgibt, unsere Zuversicht nicht verlieren. Da könnte helfen, sich auf Dinge zu fokussieren, die eine Kontinuität im Leben darstellen.

Wo finden Sie Kontinuität?

Im Pflegen von Freundschaften, durch die eigene Familie, das Rausgehen in die Natur. Ein Spaziergang, um sich zu vergegenwärtigen, dass die Vögel noch zwitschern. Das tun sie nämlich, egal ob Trump nun da ist oder nicht.

Haben bald fünfundvierzig Jahre Tote Hosen Deutschland verändert?

Wir leben heute sicherlich auf einem anderen Planeten als zur Zeit, in der wir unsere Band gegründet haben. Aber unser Anteil an dieser Veränderung ist wahrscheinlich nur sehr gering.

Haben Sie nicht das Gefühl, irgendwas in dieses Land gepflanzt zu haben?

Das ist zu gross. Wir würden nie einen Menschen mit einer tiefen Überzeugung umstimmen können. Aber womöglich dienten wir als musikalischer Funke, um ein Feuer zu entfachen, wo das Stroh sowieso schon da lag. So wie es uns ergangen ist. Joe Strummer und The Clash waren unser Funke. Gut möglich, dass es da draussen ein paar Menschen gibt, für die Die Toten Hosen eine Einstiegsdroge waren.

Einstiegsdroge zu was?

Zum einen zur Entdeckung, dass man auch ohne viel drauf zu haben ein paar Lieder spielen kann, die andere interessieren. Man braucht kaum mehr als drei Freunde und drei Akkorde, und schon darf es losgehen. Zum anderen für das Bewusstwerden, dass man sich einmischen kann und soll, wenn es um gesellschaftliche Diskurse geht.

Sie haben von der Zusammengehörigkeitshymne bis zum aufmüppigen Rabaukenknaller alles im Repertoire. Wie ist Ihr Verhältnis zum Heimatland?

Ich bin in den Sechziger- und Siebzigerjahren als Sohn einer Engländerin und eines Deutschen aufgewachsen. In dieser Zeit steckte vielen der Krieg noch in den Knochen. Das Verhältnis England-Deutsch-

land war gar nicht gut. Und ich hing als kleiner Junge im Dazwischen und wusste nicht, wo ich hingehöre.

Wo haben Sie sich hingesehnt?

Das war ganz klar England. Aber dort war ich halt der Junge, der aus Deutschland kommt. Das war nicht so einfach.

Dabei sind Sie doch ein Sohn der Völkerverständigung.

Stimmt. Meine Mutter kam 1947 mit ein paar Studenten aus England, mit der Aufgabe, Kontakt zu deutschen Studenten in Göttingen aufzunehmen. Im Rahmen eines Entnazifizierungsprogramms. Da hat sie meinen Vater kennen gelernt.

Was geschieht mit Ihnen, wenn Menschen, mit denen Sie sich nie an einen Tisch setzen würden, «An Tagen wie diesen» grölen?

Wenn wir als Musiker oder Künstler ein Werk in die Öffentlichkeit entlassen, entwickelt es ein Eigenleben. Und dafür sind wir nicht mehr verantwortlich. Manchmal wird ein Lied auch viel grösser, als man sich das zunächst vorstellen kann. Dass ein Maler sein Bild nur von Menschen betrachten lassen möchte, die er mag, und alle anderen sollen sich wegdröhnen, ist etwas albern.

Gibt es zumindest ein leichtes Befremden, wenn ein Werk von jemandem zu Zwecken vereinnahmt wird, die Sie ablehnen?

Natürlich finde ich es doof, wenn eine Schlagersängerin unser Lied in ihr Programm einbaut, und ich finde es auch unangenehm, wenn eine politische Partei eine Party dazu feiert. Das hätten wir am liebsten nicht. Aber wir werden nicht gefragt. Wir können auch nichts dagegen tun. Das Verhältnis zu unseren Liedern wird nicht beschädigt, nur weil irgendwelche Deppen sie singen.

Was ist Ihr momentanes Lieblingsfeindbild?

Weltweit gesehen drängt sich da, wie gesagt, eine Figur in den USA auf. Aber das ist schon fast ein bisschen zu simpel.

Und Ihr momentaner Held?

Interessanterweise ist meine Person des Monats der Papst. Und diesen Satz habe ich tatsächlich in meinem ganzen Leben noch nie ausgesprochen. Ich finde, Papst Leo hat Trump auf eine gute Art die Stirn geboten.

Früher gehörten Schlagworte wie Revolution, Umsturz oder Widerstand gegen das System durchaus zum Punk-Vokabular. Heute tauchen

«Interessanterweise ist meine Person des Monats der Papst. Diesen Satz habe ich in meinem ganzen Leben noch nie ausgesprochen.»

sie am anderen politischen Spektrum auf. Sind die AfD-Wähler die wahren Punks von heute?

Das ist der völlig falsche Blick auf die Dinge. Die AfD ist eine Partei, die den niederen Gedanken der Menschen repräsentiert, die gegen alles treten, was unter ihnen ist, und auf alles zuschleimen, was über ihnen ist. Punk war das genaue Gegenteil davon.

Und doch hat man das Gefühl, dass weltweit gerade eine rechte Variante der Anarchie Oberwasser gewinnt.

Die sich aber fundamental von unserer Idee der Anarchie unterscheidet. Es ist eine Renaissance der Lösung, dass nur noch das Recht des Stärkeren zählt. Dass selbst die rudimentärsten Grundvereinbarungen, wie wir als Menschen miteinander umgehen, mit den Füßen getreten werden. Das irritiert mich schwer. Nein, es macht mich enorm wütend.

Welches sind die ersten drei Stichworte, die Ihnen zum Begriff Punk in den Sinn kommen?

Mach es selbst! Hör auf, andere zu bewundern! Leg los!

Punk war ja immer auch ein Kampf gegen das Establishment. Gegen welches Establishment würden Sie sich heute auflehnen?

Ich habe den Punk immer als mehr empfunden als «No Future» und Kampf gegen das Spiessbürgertum. Da war auch dieser Hunger nach Leben. Punk war mit jeder Menge Spass verbunden, mit Lachen und mit Chaos.

Skeptische Zungen würden sagen, Punk roch 1982, als Sie damit begannen, schon etwas muffig. Und Punks waren sonderbar uniform im Anderssein.

Das stimmt. Frauen und Jungs trugen vornehmlich Lederjacken und Nietten. Sagen wirs so: Es war nicht wirklich sexy. Aber Punk war sehr gleichberechtigt im Verhältnis zu anderen Jugendbewegungen. Wir haben ja nicht nur gegen das Establishment rebelliert, sondern auch gegen die Hippies und gegen dieses ganze Rockstar-Gehabe.

Und heute sind Sie selber ein Rockstar ...

Das wird so behauptet. Ich kenne die Wahrheit.

Was haben Sie gegen diese Zuordnung?

Damals waren ja all diese Led Zeppelins oder Deep Purples en vogue, die in engen Hosen posierten und sich von Frauen anschmachten liessen. Das hat Punk weggewischt. Punk war auch eine Kriegserklärung an das Groupietum.

Was ging Ihnen durch den Kopf, als Sie die Rammstein-Schlagzeilen gelesen haben?

Einige Vorwürfe, wie zum Beispiel die Sache mit den K.o.-Tropfen, waren unglaublich und ein Schock. Die Empörung über Groupies hinter der Bühne, die zu Sex bereit waren, hat mich aber auch ein wenig überrascht. Diese Art des Groupietums gab es schon mindestens seit den Siebzigerjahren, was die Sache keinesfalls besser macht. Ich könnte Ihnen Bands nennen, von denen die Branche genau wusste, dass sie Bereiche eingerichtet hatten, widerlicher Weise «Chicken Tents» genannt, in die Frauen eingeladen wurden, die bereit waren, die Musiker nach der Show zu treffen. Dinge, die wir als Punks abgrundtief verachteten.

Hat sich seither in den Hinterbühnenbereichen etwas verändert?

Das weiss ich nicht. Ich kenne nur den Backstage der Toten Hosen und ein paar befreundeter Bands, und da findet sowas schlicht nicht statt. In der Punkszene hat es eh immer funktioniert, dass Frauen und Männer gemeinsam auf Konzerte gingen, ohne dass sich jemand wegen seines Geschlechts bedroht fühlte.

Heute ist das anders.

Bedroht soll sich natürlich niemand fühlen. Aber ich finde, ein Punk- oder ein Rock-Konzert darf ruhig eine gewisse Wildheit haben. Ich weiss nicht, wie ich es finden soll, wenn man es den Fans verbietet, ihre T-Shirts auszuziehen, weil sich da andere belästigt fühlen könnten. Gerade kleinere Konzerthallen sind Orte, wo man sich schwitzend von der Bühne wirft. Wer das nicht aushält, soll sich halt nicht vorne in die Mitte stellen mit der Haltung «Bitte berührt mich gefälligst nicht».

Wenn Sie Ihr Œuvre im Rückspiegel betrachten, wünschten Sie sich mehr Poesie oder mehr Humor in Ihr Liedgut?

Wenn Poesie gut ist, gehört sie zu den höchsten Formen der Kunst. Auf diesem Gebiet bin ich leider immer ein Handwerker geblieben.

Und der Humor?

Es hätte mir gutgetan, häufiger mal eine Spritze davon abzukriegen. Aber wenn Sie mich fragen, ob ich lieber für ein ernsthaftes oder für ein lustiges Lied in Erinnerung bleiben möchte, dann würde ich mich auf jeden Fall für das ernsthafte entscheiden.

Was vermisst Ihre Frau am meisten in der Musik der Toten Hosen?



«Mit jeder Menge Spass verbunden»: Campino beim Auftritt der Toten Hosen in Düsseldorf.

Ich kann Ihnen sagen, dass sie «Tage wie diese» überhaupt nicht mag. Sie ist für mich also eine Art Kompass: Wenn sie ein Lied nicht gut findet, dann weiss ich, dass es Hit-Charakter hat.

Auf dem Bonusalbum gibts fünfundzwanzig Kooperationen mit Legenden der Musikgeschichte.

Bei wem sind Sie abgeblitzt?

Nicht abgeblitzt, aber einiges hat aus Zeitgründen nicht geklappt. Dieses Bonusalbum erzählt vermutlich mehr darüber, wie wir ticken, als die eigentliche Scheibe. Das Schlimme ist, dass uns nach Fertigstellung noch so viele Namen in den Sinn gekommen sind, die da auch draufgehört hätten. Wieso ist niemand von Liliput dabei? Wieso ist Billy Bragg nicht drauf?

Wieso sind so wenig Frauen dabei?

Gute Frage. Aber in der Hochblüte des Punks haben sich tatsächlich nicht so viele Frauen auf die Bühne getraut. Patti Smith, Blondie oder Siouxsie and the Banshees wären wohl schwer zu kriegen gewesen. Und die von mir hochverehrte Poly Styrene von X-Ray Spex ist leider tot.

Welches ist der beste Song, den Sie je geschrieben haben?

Das würde ich Ihnen jeden Tag anders beantworten. Es gibt ein paar Sachen, von denen ich glaube, dass wir sie gut getroffen haben. Songs wie «Nur zu Besuch», «Liebeslied», «Auswärtsspiel» oder «Strom».

Der beste Song, den Sie nicht geschrieben haben?

Hunderte. Packen Sie mal den ganzen Backkatalog von The Clash ein und hauen Sie alle Beatles-Lieder mit drauf. Ich bin ein Musikfan. Ich kann mich an Songs von anderen erfreuen. Ich muss nicht überall mit reingepinkelt haben.

Der beste Song, den Sie auf Drogen geschrieben haben?

Ich habe kein einziges Lied auf Drogen geschrieben. Das ging immer schief. Ich habe es ein paar Mal versucht, es kam immer nur Quatsch raus. In der Nacht begeistert, am Morgen ein Desaster. Ich habe Lieder über Drogen geschrieben, das hat viel mehr Spass gemacht.

Welches ist die beste Droge?

Wenn man mir sagen würde, Sie dürfen nur eine Drogenenerfahrung behalten, dann würde ich hadern zwischen gutem MDMA und einer ordentlichen Ladung Pilze.

Von Drogen abgesehen: Was versetzt Sie heute noch in Euphorie?

Ein Fussballspiel, wenn es richtig ausgeht ...

Gibt es nie Zweifel an der Sinnhaftigkeit Ihrer so offensiv gelebten Fussballeidenschaft?

Natürlich. Wie oft habe ich mir schon die Frage gestellt, ob ich nicht ein totaler Trottel bin, weil ich mich da so reinsteigere. Warum habe ich ein Glücksempfinden, wenn Menschen, mit denen ich eigentlich nichts zu tun habe, irgendeinen Pokal gewinnen? Ich kanns nicht erklären. Aber ich fühle es. —>

«Ich kann Ihnen sagen, dass meine Frau <Tage wie diese> überhaupt nicht mag.»

Was lernt man als Liverpool-Fan fürs Leben? In dieser Saison wohl, ein Verlierer zu sein...

Hallo? Liverpool ist ja wohl der erfolgreichste Verein mit der unglaublichsten Historie. Es gibt nur diesen. Da können andere noch so viel gewinnen, auf unlautere Art und Weise. Aber unsere Geschichte, unsere Mentalität, unser Verheiratetsein mit der Musik, die Tatsache, dass hier jeder Spieler sein eigenes Lied hat, das nimmt uns niemand.

Welcher Spielertyp wären Sie als Fussballer?

Irgend so ein Eisenfuss, der andere wegsenst.

Verteidigung?

Vermutlich. Aber heimlich davon träumend, Stürmer zu sein.

Sie spielen ja nun Tennis. Eher Grundlinien- oder Netzspieler?

Ich stehe leider häufig falsch, weil ich einen zu grossen Offensivdrang habe und dann irgendwo in der Mitte des Feldes rumeiere. Das Netzspiel habe ich noch nicht so verinnerlicht.

Haben Sie schon mal einen Schläger zertrümmert?

Ja, aber da spreche ich ungern darüber ...

Übertriebener Ehrgeiz?

Wenn meine Frau und ich zum Tennis fahren, reden wir sehr viel und sind fröhlich. Und oft fahren wir nach Hause und es wird kein Wort mehr gewechselt. Wir haben uns irgendwann gegenseitig gesagt: Wir gehen zu weit hier, das darf nicht sein. Es ist ein Spiel, und wir sollten geniessen, dass wir an der frischen Luft sind. Ausserdem schauen zuweilen Leute zu. Peinlich.

Welche musikalische Mode seit dem Anfang der Achtzigerjahre hat Sie am ehesten in Versuchung gebracht, dem Punk untreu zu werden?

Es war ja nie ein Plan, nur dem Punk zu frönen. Ich fand Crossover immer sehr inspirierend. Ob das in Richtung Reggae ging, Ska oder des Funks, den Faith No More und die Red Hot Chili Peppers reingebracht haben. Gescheitert sind wir letztendlich nur an unseren mangelnden Fähigkeiten, das alles vernünftig in unsere Musik einzubauen. Aber der Wille, sich in fremden Gebieten auszutoben, war immer da.

Welches sind Ihre drei Lieblings-Schweizer-Punks?

Die Mädels von Liliput, die Band Hungry for What und – von den Jüngeren – die Gruppe Überyöu.

Empfinden Sie Freud oder Leid, dass Sie die Musikszene vor dem grossen KI-Boom verlassen?

Eher Freud. Und hey: Es ist ja keineswegs anzunehmen, dass dies nun wirklich das letzte Toten-Hosen-Album ist. Es könnten noch hundert weitere folgen. Bloss braucht es uns dafür nicht mehr.

Stimmt. Sie haben die KI jetzt mit fünfundvierzig Jahren Musik gefüttert. Es ist also anzunehmen, dass künftige Deutschpunk-Alben tönen werden wie Die Toten Hosen.

Das wäre natürlich doof, da man die KI ja auch anweisen könnte, sich an viel besseren Vorbildern zu orientieren.

Es kursiert schon eine KI-Version von «Hier kommt Alex» – von den Ärzten...

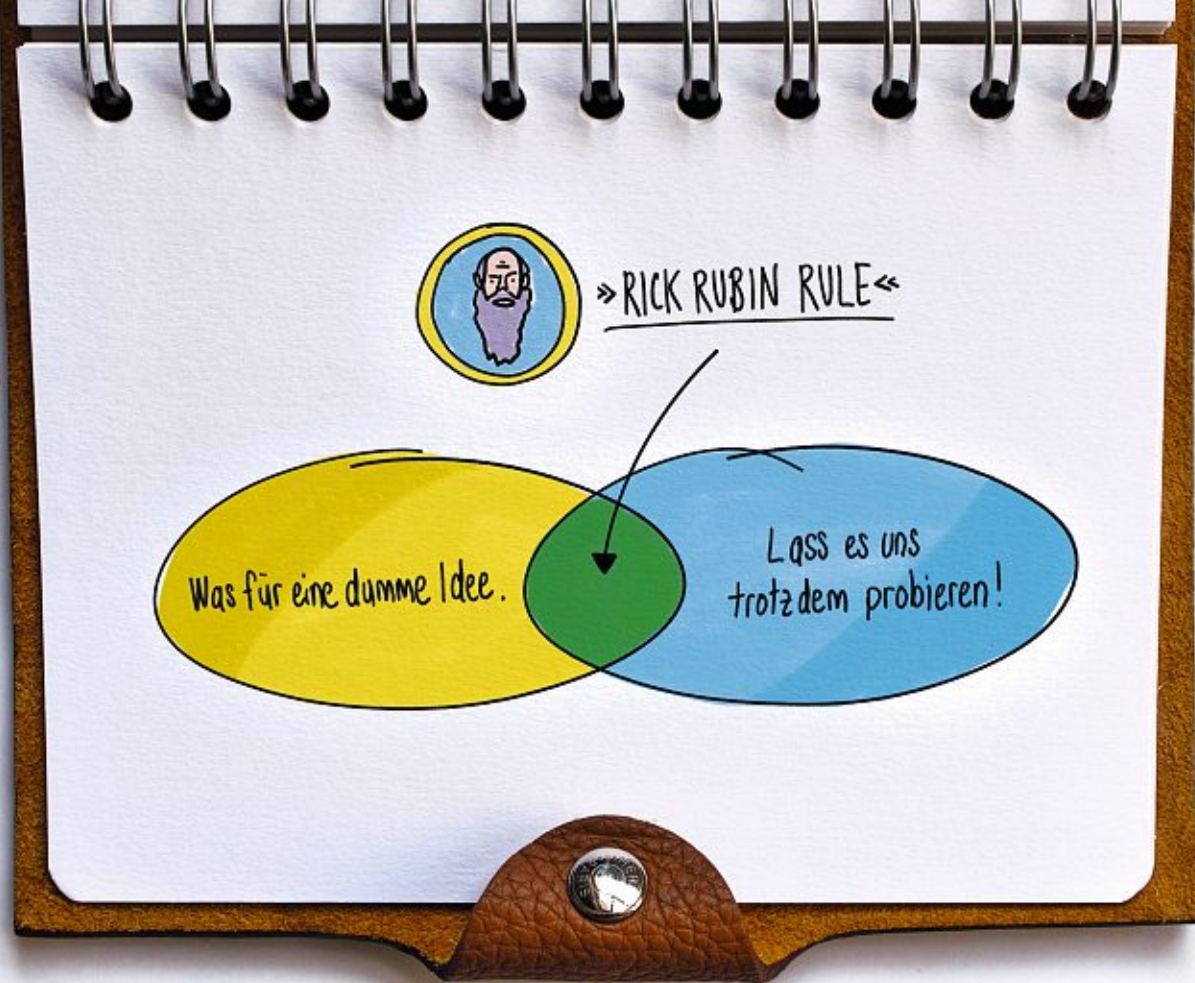
Die habe ich auch schon gehört. Wüsste ich es nicht besser, ich würde glauben, dass da tatsächlich Farin Urlaub singt.

Neigen Sie zum Kulturpessimismus?

Nein, es werden spannende Zeiten auf uns zukommen. Nehmen wir den Fall Ulmen-Fernandes: Was sich da abgespielt hat, ist abgründig. Aber es ist nur ein Mini-Ausschnitt von dem, was heute alles möglich ist. Was ist, wenn auf einmal Fake-Kriegserklärungen kursieren? Oder Mordszenen, die in echt nie stattgefunden haben? Die Menschheit wird da noch an einigen Problemen zu knabbern haben im Erkennen von Wahrheit und Lüge.

Es gibt auf Ihrem Abschiedsalbum auch versöhnliche Töne. Mit wem werden Sie sich hingegen nie versöhnen?

Ich versuche, Hass und Bitternis nicht allzu lange mit mir herumzutragen. Es gibt sicherlich Leute, die ich für Vollidioten halte. Aber ich wende mich da lieber anderen Dingen zu. Ich konzentriere mich mittlerweile ganz gerne aufs Gute. DM



KROGERUS & TSCHÄPPELER

MUSIKTHERAPIE

Wir sind etwas *late to the party*. Denn erst jetzt haben wir das Buch «The Creative Act» von Rick Rubin gelesen und fragen uns seither nur noch: Warum nicht schon früher?

Rick Rubin ist der Musikproduzent, der praktisch allen modernen Musikerinnen und Bands, die was hergeben, unter die Arme gegriffen hat. Beastie Boys, Red Hot Chili Peppers, Run-DMC, Adele, Metallica, Lady Gaga, Neil Diamond – um nur ein paar zu nennen –, sie alle waren bei ihm im Studio. Oder vielleicht sollte man genauer sagen: Sie alle waren bei ihm *auf der Couch*.

Denn wenn man sein Buch liest (oder eines der unzähligen Interviews mit ihm anhört, oder Interviews mit Musikerinnen, die bei ihm waren) bekommt man den Eindruck, dass Rubin sicher ein begnadeter Musikproduzent ist, aber eigentlich ein begnadeter Therapeut.

Einen kleinen Einblick in seine Musiktherapie gab er unlängst in einem Vortrag. Jemand aus dem Publikum fragte, wie er mit kreativen Konflikten umgehe. Also zum Beispiel, wenn der Musiker einer Meinung sei, aber er, Rubin, anderer. Rubins Antwort: Er versuche das Gespräch von «Ich sehe das anders» zu «Lass es uns probieren» zu bewegen.

Dann erzählte er eine Geschichte: Ein Musiker spielte ihm einen Song vor. Die Bridge, also meist der Übergang vom

zweiten zum dritten Refrain, funktionierte nicht. Rubin sagte dem Musiker, dass die Bridge nicht funktioniere.

Darauf der Künstler: «Dann kürzen wir diesen Teil einfach um die Hälfte.»

Rubin dachte sich instinktiv: Was für eine dumme Idee. Aber er sagte: «Lass es uns probieren.»

Der Künstler spielte es noch einmal mit der verkürzten Bridge. Es funktionierte.

Es hätte natürlich auch nicht funktionieren können, klar, aber dann hätte es der Künstler selbst gemerkt.

Was Rick Rubin hier tat, war schon sehr bemerkenswert. Er ist in seinem Bereich eine solche Koryphäe, dass man sagen kann: im Zweifel hat er vermutlich immer recht. Aber Rubin war es offensichtlich nicht wichtig, recht zu haben, er wollte lieber erfahren, was passiert, wenn die beiden etwas ausprobierten.

Mit seinem kleinen Dreh, nicht das zu sagen, was er denkt – «Ich sehe das anders» –, sondern das, was den Prozess weiterbringt – «Lass es uns probieren» –, löste er nicht nur den Stillstand im Studio, er gab dem Musiker den verlorengegangenen Glauben an sich selbst zurück. Viel mehr kann man als Produzent nicht machen.

Als Therapeut auch nicht.

SPARGELN, SCHON WIEDER? ZUM GLÜCK!



Nahrhafter Kontrast: Wenn sich zum Spargel eine Tarte Tatin gesellt, gerät unser Autor in eine Art Trance.

An dieser Stelle wurde unlängst die Spargelsaison eröffnet. Hier folgt keineswegs mehr vom Selben, sondern: eine unerlässliche Ergänzung.

Die Spargelsaison folgt einer Art Sinuskurve. Am Anfang, wenn die ersten Spargelstangen an die Märkte geliefert werden, reagieren wir hysterisch – in Wahrheit weiss ich nicht, wie es bei Ihnen ist, aber falls Sie einigermaßen gelassen bleiben, mache ich das mit einer besonderen Portion Hysterie wett. Alle Rezepte, die man mag, müssen dann in rascher Abfolge durchgekocht werden, und wenn man wider Erwarten noch Zeit hat, auch einmal im Restaurant zu essen, dann bekommt man auch dort Spargeln in jeder Ausfertigung.

Ich hatte zum Beispiel zuletzt in einem meiner verlässlichsten Lieblingslokale einen Branzino mit mediterranem Gemüse bestellt, und dieses Gemüse bestand natürlich zu einem guten Teil aus Spargel: *weissem Spargel*, *grünem Spargel*, ersterer geschält, beide mit dem Sparschäler in sechs Zentimeter lange, dünne Streifen geschnitten und in etwas Öl kurz angebraten, *Salz*, *Pfeffer*, fertig. Dazu gemengt wurden dünn geschnittene und im Fett knusprig gebratene *Kartoffeln* und ein paar in der Pfanne angeschmolzene *Cherrytomaten* (die Antithese zum Saisongemüse, ist mir klar). In Summe war dieses Gemüse so wunderbar versatil, knusprig, salzig, saftig (um das Modewort «juicy» zu vermeiden) und überhaupt, fantastisch, dass ich auf den Fisch fast vergessen hätte (was der nächste Fehler gewesen wäre).

Irgendwann senkt sich die Spargelsinuskurve wieder ab. Man hat Lust, auch etwas anderes zu essen. Aber dann häufen sich die Berichte von exzeptionellen Spargelerlebnissen Dritter, die das Interesse neu entfachen, und plötzlich steigt die Kurve wieder an, bevor sie dann im Juni, Saisonschluss in Sichtweite, langsam auströpfelt.

Auf diese Weise – über mein Lieblingsmedium namens Hörensagen – erfuhr ich, dass eine mir nicht unbekanntes Gastronomin eine **Spargel-Tarte-Tatin** auf die Wochenkarte genommen hatte. Die Idee fand ich brillant, denn ich mag es gern, wenn mein Spargel einen nahrhaften Kontrast zur Seite gestellt bekommt. Erst gestern servierte ich zu dünnen, in der Pfanne gebratenen, weissen Spargelstangen eine knallgelbe Sauce hollandaise, für die ich das Verhältnis zwischen Butter und Eidottern – normalerweise 120 g zu 2 – zugunsten der Dotter verändert hatte, also nur rund 80 g Butter für 2 Eigelb verwendete, dafür *etwas Spargelfond* und selbstgemachten *Estragonessig* dazumischte und natürlich frisch *gehackten französischen Estragon*. Das stellte der Eleganz des Spargels etwas deliziöse Wucht entgegen, ich kann berichten, dass kein Stück Spargel und kein bisschen Hollan-

daise übrig blieben (und dass für die Vernichtung zweiterer vorschriftsgemäss auch die Finger als Werkzeug herangezogen wurden).

Wo waren wir? Ach ja, die Hörensagen-Tarte-Tatin. Tarte Tatin gehört zu jenen Gerichten, zu deren Bestellung mich beim schlichten Anblick des Begriffs auf einer Speisekarte irgendetwas zwingt, was grösser ist als ich (wahrscheinlich ein Fall für ein Therapiegespräch, ich möchte nicht vorgreifen). Natürlich wurde die umgedrehte Tarte für karamellisiertes Obst erfunden, namentlich für Äpfel und Birnen, aber dass auch Gemüse in Verbindung mit Blätterteig sehr gute Figur macht, lernte ich spätestens im Restaurant Gamper, wo ich einmal eine Tarte Tatin von der Tropea-Zwiebel vorgesetzt bekam.

Da ist der Weg zum Spargel nicht weit, denn bekanntlich verlangen vor allem dessen weisse Exemplare durchaus nach Zucker, womit eine erste Voraussetzung für vorsichtiges Karamellisieren gegeben wäre. Da ich aber nicht vorhatte, ein Dessert herzustellen, zerliess ich in meiner Tarte-Tatin-Pfanne von Le Creuset – einer schweren gusseisernen Pfanne, die man problemlos auch in den Ofen stellen kann – *etwas Butter*, in die ich anschliessend eine *grosszügige Prise Kristallzucker* streute.

Ich hatte am Markt *einen Bund extradünner grüner Spargeln* gefunden, die ich nun wusch und, als der Zucker seine Farbe zu wechseln begann und den Pfannenboden braun grundierte, in die Butter legte und zwei Minuten vorsichtig anbriet, bis der Spargel seine Körperspannung verlor und sich beliebig formen liess. Dann schaltete ich die Hitze aus und positionierte den Spargel so, dass er zu liegen kam wie ein Wirbel, der im Mittelpunkt der Pfanne seinen Ausgang nimmt (van Gogh hätte seine Freude daran gehabt). Ich würzte mit *Salz* und *Pfeffer*, dann schnitt ich aus einem handelsüblichen *Fertigblätterteig* einen zur Pfanne passenden Kreis aus und legte den Teig aufs Gemüse, perforierte ihn mit der Gabel, achtete darauf, einen hübschen Rand zu formen und schob die Tarte für circa 20 Minuten in den Ofen, der auf 180 Grad vorgeheizt war. Anschliessend stürzte ich sie auf einen Teller: helle Freude, Eleganz und Substanz.

Bei weiteren Versuchen positionierte ich die Spargeln parallel und umgab sie mit ebenfalls in der Karamellbutter angeschwitzten *Cherrytomaten* (gute Idee!). Einmal berieselte ich den Spargel vor dem Backen mit *Parmesan* (was beim Stürzen der Form zu Verwerfungen führte). Einmal verwendete ich weissen Spargel, den ich vorher geschält, blanchiert und in etwa 3 Zentimeter lange Stücke geschnitten hatte (was sehr schön war und mir erlaubte, ein bisschen mehr Zucker zu verwenden).

Jetzt sind jedenfalls Sie dran. Schicken Sie Fotos, unbedingt!

«DAS MAGAZIN» ist die wöchentliche Beilage des «TAGES-ANZEIGER», der «BASLER ZEITUNG», der «BERNER ZEITUNG» und von «DER BUND»

HERAUSGEBERIN

Tamedia Publikationen
Deutschschweiz AG, Werdstrasse 21,
8004 Zürich
Verleger: Pietro Supino

REDAKTION Das Magazin

Werdstrasse 21, Postfach, 8021 Zürich
Telefon 044 248 41 11
E-Mail: redaktion@dasmagazin.ch

Chefredaktion: Bruno Ziauddin,

Barbara Achermann

(Stv. Chefredaktorin)

Redaktion: Alice Britschgi, Mikael

Krogerus, Anuschka Roshani

Artredaktion: Nathan Aebi

Bildredaktion: Maria Leutner,

Frauke Schnoor

Abschlussredaktion: János Moser,

Julia-Silvana Hofstetter

Redaktionelle Mitarbeit:

Sascha Britsko, Christof Gertsch,

Ursina Haller, Max Küng, Nina Kunz,

Trudy Müller-Bosshard, Christian Seiler,

Celina Euchner (Redaktion Digitales)

Honorar: Marina Ambrogio-Donati

VERLAG Das Magazin

Werdstrasse 21, Postfach, 8021 Zürich
Telefon 044 248 41 11

Leitung Nutzermarkt: Marc Isler

Leitung Abo-Service: Aranzazu Diaz

Tamedia Advertising AG:

Philipp Mankowski (Managing Director)

Adriano Valeri (Director Client Sales)

Sales Administration Print:

Mara Grassi (Division Manager)

Anzeigen: Tamedia Advertising AG

Seestrasse 39, 8700 Küsnacht

Telefon +41 44 248 40 30

anzeigen@dasmagazin.ch

www.advertising.tamedia.ch

Trägertitel: «Tages-Anzeiger»,

Werdstrasse 21, Postfach, 8021 Zürich

Tel. 044 404 64 64

abo@tagesanzeiger.ch;

«Berner Zeitung», Tel. 0844 844 466

abo@bernerzeitung.ch;

«Basler Zeitung», Tel. 061 639 13 13

abo@baz.ch;

«Der Bund», Tel. 0844 385 144

abo@derbund.ch

Nachbestellung:

redaktion@dasmagazin.ch

Ombudsmann:

Ignaz Staub, Postfach 318, 6330 Cham 1

ombudsmann.tamedia@bluewin.ch

Bekanntgabe von namhaften

Beteiligungen der Tamedia

Publikationen Deutschschweiz AG

i.S.v. Art. 322 StGB:

DZZ Druckzentrum Zürich AG,

LZ Linth Zeitung AG,

Tamedia Abo Services AG,

Tamedia Advertising AG,

Zürcher Oberland Medien AG

Ein Angebot von Tamedia



RICHARD FAISON (36) lebt in Zürich und hat ein eigenes Hutlabel. Sein Handwerk hat er bei chassidischen Juden in Brooklyn gelernt.

Wenn ich aufwache, bleibe ich noch ein bisschen im Bett liegen, blicke an die Decke und plane meinen Tag. Meistens stürmt schon nach kurzer Zeit mein zweijähriger Sohn River ins Zimmer und will, dass ich mit ihm spiele. Gehen wir später nach draussen, setze ich ihm eine Mütze aus grünem Fell mit einer Pferde-Brosche auf, die ich für ihn gemacht habe.

Hutmacher wurde ich aus Zufall. Jener Sorte von Zufällen, wie sie wahrscheinlich nur in New York passieren. Ich jobbte in einer Bar in Manhattan, nachdem ich einige Jahre in der Filmbranche in Kanada gearbeitet hatte. Zwei Türen weiter an der gleichen Strasse befand sich eine Kirche, weshalb wir nur Bier, Wein und Sake ausschenken durften. Denn in New York ist es verboten, im Umkreis von 60 Metern einer Kirche harten Alkohol zu verkaufen. Aber die Bar befand sich an der Lower East Side, da wollen deine Kunden einen Drink. Also mixte ich Cocktails aus Sake und frischen Fruchtsäften und die schmeckten so gut, dass mir eine Kundin einen Job in einer Koscher-Bar in Brooklyn anbot. Eine Koscher-Bar? Ich wusste nicht einmal, dass es das gibt, obwohl ich in Brooklyn in der Nähe einer grossen orthodoxen Gemeinde aufgewachsen bin.

Ich hatte Lust auf etwas Neues, also sagte ich zu. So lernte ich Lov kennen – den Mann, der mein Leben verändern sollte. Er kam jede Woche in die Bar, ich mixte ihm einen Drink, und wir wurden Freunde. Ich hatte keine Ahnung, was er arbeitet, denn in New York stellst du diese Frage nicht. Zu viele Menschen machen zwielichtige Dinge, um Geld zu verdienen. Doch eines Abends standen wir vor der Bar und rauchten eine Zigarette, da erzählte mir Lov, dass er Pelzhändler sei. Er sagte zu mir: «Einer meiner Kunden eröffnet ein neues Geschäft für orthodoxe Hüte und sucht kreative Leute, die mit ihren Händen arbeiten können. So wie du Drinks mixen kannst, wärst du perfekt für diesen Job.»

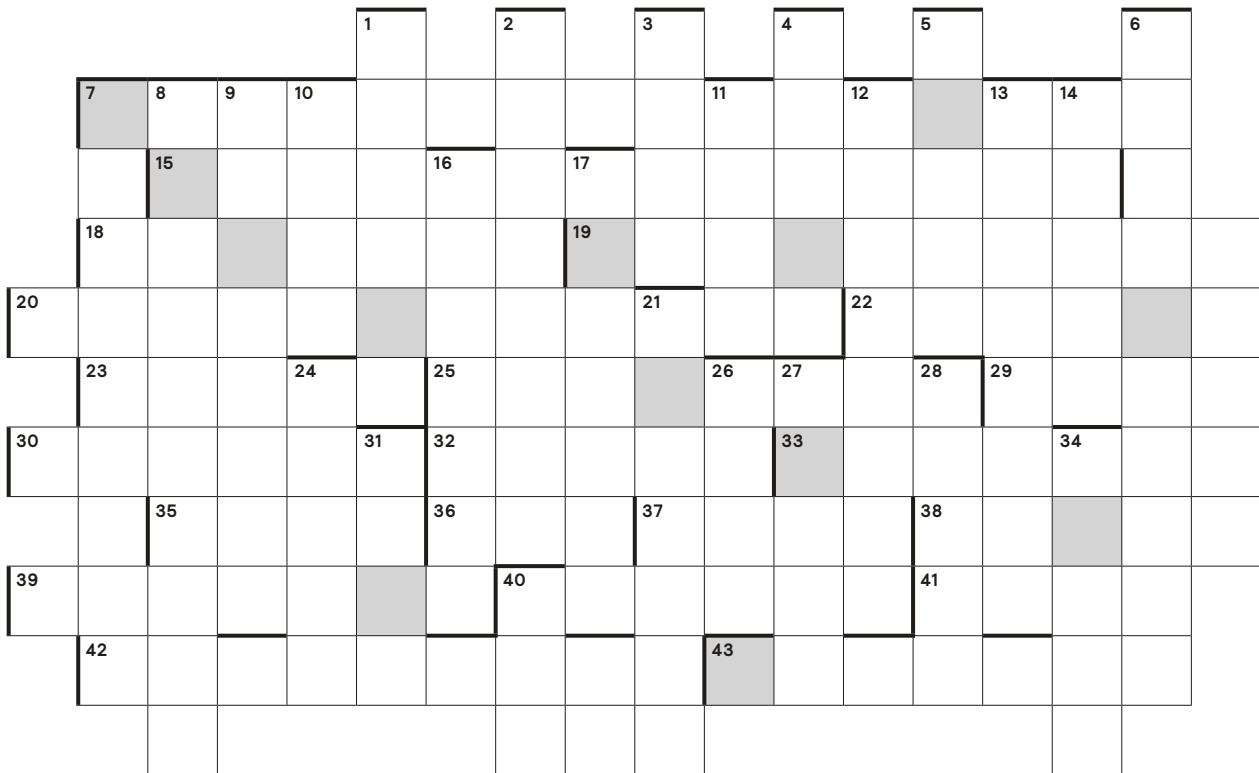
Am nächsten Tag traf ich Moshe, der mein Mentor wurde. Ich hatte noch nie einen Hut gemacht, aber er bot mir an, mich auszubilden. Ein Schtreimel ist eine rituelle Kopfbedeckung, die chassidische Männer am Sabbat und an anderen Feiertagen tragen. Er besteht aus einer Samtkappe und hochwertigem Pelz. Ihn zu fabrizieren, ist ein Kunsthandwerk, aufwändig und teuer.

Seinen ersten Schtreimel erhält ein Mann von seiner Familie, wenn er heiratet. Kann er es sich leisten, kauft er sich später einen grösseren, denn die Grösse des Hutes sagt etwas über sein Vermögen aus. Chassidische Juden fahren keinen Porsche und tragen keine Rolex, aber jede Gesellschaft findet einen Weg, ihren Status zu zeigen.

Eines Tages trug ich einen Hut zur Arbeit, den ich in meiner Freizeit gemacht hatte. Ein Modell aus Filz, im Westernstil. Mein Vater liebte Westernfilme und ihre Ästhetik inspiriert mich bis heute. Moshe schaute mich an und sagte: «Du bist wirklich talentiert, ein echter Künstler. Ich werde dir nie genug zahlen können.» So kündigte ich nach drei Jahren bei Rottenstein & Co meinen Job und gründete 2022 mein eigenes Label. Ich habe es Oliver Lewis Hats genannt, inspiriert vom ersten Schwarzen Jockey der amerikanischen Geschichte. Meine Hüte sind einzigartige Modelle, die genauso zu einem T-Shirt wie zu einem Anzug passen.

Seit einem Jahr lebe ich in der Schweiz, da die Mutter meines Sohnes Schweizerin ist. Ich habe hier so viele unterschiedliche Leute kennen gelernt, verstehe aber nicht, weshalb alle die gleichen Kleider tragen, alle gleich aussehen. Ich möchte mit meinen Hüten die Menschen dazu inspirieren, ihre Persönlichkeit zum Ausdruck zu bringen. Es gibt für jeden Menschen den passenden Hut. Es ist keine grosse Sache, einen Hut zu tragen. Man kann ihn einfach auch wieder absetzen!





DESPEKTIERLICH BENAMSTER BUSSGELDBESCHIED
Die Lösung ergibt sich aus den grauen Feldern waagrecht fortlaufend.



WAAGRECHT (J + Y = I): 7 Schobervermöbler? Schlägt sich die Wampe voll! 15 Vom gewieften Verhandler eingepantes Loch in der Wand. 18 Wegen ihm, seinem Stapi, heisst der Big nun Red Apple. 19 Mitnichten Berserker Paradedisziplin. 20 Von nicht verwandten Onkel und Tanten betreuter Problemcontainer. 22 Mbappé und Co. anfeuernde Schlachtrufouvertüre! 23 Erstaunen signalisierende Injektion, häufig mit einem Themsestadtschugger liiert. 25 Was darauf folgt, bleibt, weil bekannt, ungenannt. 29 Im Perugia-Umland präserter Käse. 30 Was für Hans die Rösti, ist sie für Juan. 32 Der sie Absolvierende ist auch ein Schreibgerät. 33 Werden, wo couverts Besteck, gedeckt. 35 Dergestalt kommt 26 Senkrecht aus der Röhre. 36 Insulaner, der in Erregern zugegen. 37 In einer Fernostbande ist die Nahostkapitale vorhanden. 38 Mit Wachs fabrizierte Klamontenzier. 39 Was schadenfreudiger Neidhammel einem anderen durchaus was kann. 40 Der Doyen der Dos and Don'ts sozusagen. 41 Mit einem Leichtgewicht würde Audi oder so zur begehrten Unterschrift. 42 Ein Oldtimer, wenn saniert und aufpoliert. 43 Primaten - würde im Welschland vereinfacht als die Wand verstanden.

SENKRECHT (J + Y = I): 1 Vom Hochbeeteigner partiell praktizierte Lebensweise. 2 Fachperson für Gebresten älterer Semester. 3 Italienische FKK-Jünger im Kopfstand: im Norden weiland Verehrte. 4 Leicht tümelnd, die so prognostizierte Wetteraussicht. 5 Geschmacklos - würde gross geschrieben auf die Schultern genommen. 6 Von Pfortengelenk mal 3,1416 das Konträre. 7 Hier Probende haben noch nicht abgehoben. 8 Der sich um einen Deal mit Trump Bemühenden Wappentier. 9 Dorthin streben Fromme und Heissluftballone. 10 Autor, der die Zugspitze Emma erfand. 11 Akzentuiert würden die nordischen Vier- zum Zweibeiner. 12 Ratespiel, bei dem ein Papagei stets dabei. 13 Eine abseits der Palette geringe Promillegrenzüberschreitung. 14 Ist der Knickpfeiltaste Befehl. 16 Mit einem extinkten Rind würde sie zum Kindeskindeskind. 17 Vormahlige Präparation in unserem Idiom. 21 Der Hund bleibt ein Hund, auch wenn mit einem englischen Stier liiert. 24 Gab unter Sergio (Leone) den Biondo. 26 Tut ruhend, was auch Klärchen tut. 27 Homonym ihres Synonyms brachte bei Schiller den Landvogt zu Falle. 28 Sowohl Demontage als auch Bodenschatzsuchers Intention. 31 Beim Volltreffer beim Kegeln ist der Urtote zugegen. 34 Dorfeinfriedung - war mal einer von Sieben. 40 Wird vor Ort zum Unwohlbefindenden lindernden Resort.

LÖSUNG RÄTSEL N° 19: LOEWENZAHN

WAAGRECHT (J + Y = I): 6 LAUSBUBENSTREICH (Max & Moritz / Schneider Böck). 14 NOTFALLAPOTHEKE. 19 WIENERN. 20 ALLROUNDER. 21 SKILIFT. 23 EHELEBEN. 24 DOLE resp. Dôle. 26 ETC in K-etc-hup. 28 AEON. 30 ANARI. 32 FOOD. 33 (Down) UNDER. 34 MARC. 35 RAMA. 37 TENDER (engl. für zart). 38 ABT. 39 THEMIS. 41 Papst LEO. 42 GARNIR (franz. für garnieren). 44 HEER in Bag-heer-a. 45 MEER in Ver-meer. 46 LEINWAND(-stars, Tinseltown = Hollywood). 47 GAERTNERN.
SENKRECHT (J + Y = I): 1 ELVISTOLLE. 2 KUONI (Figur in Schillers «Tell»). 3 Don JUAN. 4 (Telefon-)ZELLE. 5 STOOL (engl. für Hocker). 6 DEHNBAR. 7 ECKEN. 9 ANEKDOTE. 10 STELLUNG. 11 BLATTERN. 12 SPREE-ATHEN («Ich hab» noch einen Koffer in Berlin»). 13 HERZRASEN. 15 FRIEND (engl. für Freund / US-Sitcom «Friends»). 16 ALHAMBRA. 17 TUENCHE. 18 EDEN. 22 FEDERN. 25 ODEON (am Zürcher Bellevue). 27 Daniel CRAIG (James Bond). 29 ORTER, Anagramm: Roter. 31 AMIE (franz. für Freundin) in D-amie-n. 36 AMME. 40 Hans ERNI(e). 43 AAR(-gau).



PATEK PHILIPPE
GENEVE



BEGINNEN SIE IHRE
EIGENE TRADITION



DIE CUBITUS KOLLEKTION

EINE PATEK PHILIPPE GEHÖRT EINEM NIE GANZ ALLEIN.
MAN ERFREUT SICH EIN LEBEN LANG AN IHR, ABER EIGENTLICH
BEWAHRT MAN SIE SCHON FÜR DIE NÄCHSTE GENERATION.

Patek Philippe Boutique
at

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel: +41 (0)44 888 33 88
beyer-ch.com